A. Münker

Deutsche

National-Litteratur

Deutsche

National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. A. Bartsch, Prof. Dr. K. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger Prof. Dr. H. Blumner, Dr. F. Bobertag, Dr. K. Borberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Cruger, Prof. Dr. H. Duntzer, Prof. Dr. A. Frey, T. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. K. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. K. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker Dr. P. Merrich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Probst, Dr. Adolf Rosenberg, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. A. J. Schröer, K. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

148. Band

Chamissos Werke

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Chamissos Werke

Gedichte erste und zweite Abteilung. Gelegenheits-Gedichte. In dramatischer Form. Übersetzungen. Peter Schlemihls wundersame Geschichte

herausgegeben

von

Dr. Oskar F. Walzel

Stuttgart
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Alle Rechte vorbehalten

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

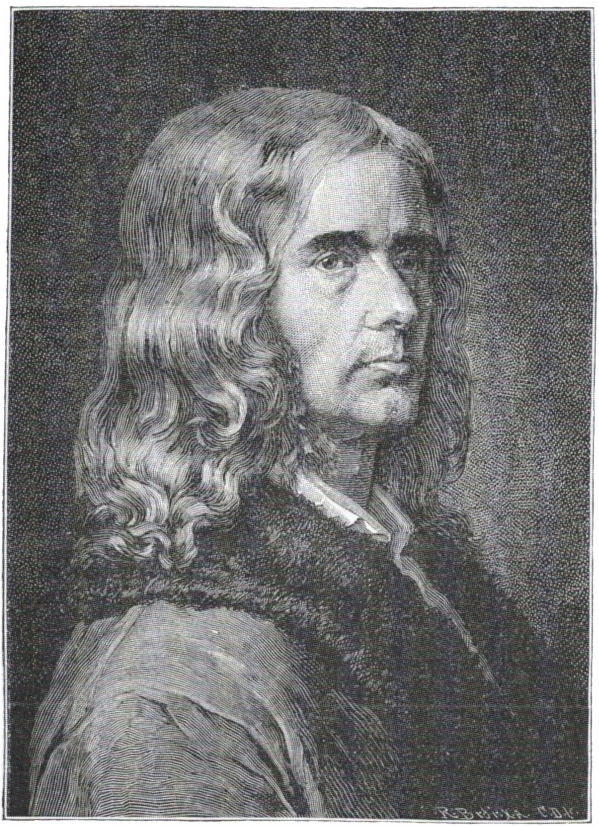
Einleitung.

I. Jugendjahre (1781—1805).

In den waldigen Gefilden des heutigen Departements Marne prangte bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit Türmen und Zinnen, mit steinerner Brücke und Thor das schimmernde Schloß Boncourt. Die erbgesessenen altadligen Grafen von Chamisso, durch treue Dienste dem königlichen Hause Frankreich enge verbunden, hatten um die Mitte des Jahrhunderts das Stammschloß im prunkvollen Stile der Zeit erneuern lassen, um dem Range und dem Reichtum der Familie gebührend Ausdruck zu geben. Aristokratisch-gutsherrliche Gewalt schien da auf untrüglicher Grundlage aufgebaut zu sein; die durch Jahrhunderte sich hinziehende Tradition unerschütterter Größe und Macht rechtfertigte ein felsenfestes Vertrauen auf fernere Dauer gleicher Verhältnisse. Auf Boncourt wurde dem Grafen Louis Marie de Chamisso den 30. Januar 1781*) von seiner Gattin Marie Anne, geborener Gargano, ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Louis Charles Adelaide erhielt.

*) Über den Tag der Geburt vgl. Hofmeister S. 30 Anm. 1.

Seine Brüder und ſeine Schweſter ſind nach den mannigfachen Wechſelfällen der franzöſiſchen Revolutionsjahre glücklich wieder ins Vaterland



Adelbert v. Chamisso

zurückgekehrt, um dort als unverfälſchte Franzoſen das alte Grafenhaus fortzupflanzen; dem jüngſten war es beſchieden, in Deutſchland feſte Wurzeln zu ſchlagen, ſich hier zu einer typiſchen Erſcheinung deutſchen

Gelehrtenlebens und Gelehrtenfleißes auszubilden, noch mehr: in einer lyrischem Schaffen mit Vorliebe zugewandten Zeit neben Goethe, Uhland, Heine zu den beliebtesten und glücklichsten Liedersängern sich zu gesellen. Adelbert von Chamisso — denn mit diesem Namen ist er in die Unsterblichkeit eingegangen — gilt uns heute als einer der unzweideutigsten Vertreter deutschen Geisteslebens in Wissenschaft und Dichtkunst. „Ein Fremdling warst du unsrem deutschen Norden, In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn, Und wer ist heimischer als du ihm worden?" ruft Dingelstedt dem deutschen Dichter ins Grab nach*) ... Wer sich heute dem Genusse seiner von den edelsten Tönen getragenen Liedercyklen hingiebt, fühlt sich nichts weniger denn französisch angemutet. Gerade die Liedercyklen, „Frauen-Liebe und Leben", „Lebens-Lieder und Bilder", hat er mit Bewußtsein als Deutscher für Deutsche gesungen. Chamisso bemerkt einmal: „In der höheren Litteratur besingt der Franzos les faveurs de Glycère und sa belle maîtresse, wo der ehrbare Deutsche in der Regel seine Liebe, seine Braut, seine Frau und seine Kinder meint."**) Chamissos Dichtung weiß nichts von Glycère, nichts von der belle maîtresse; die Form der Liebesempfindung, die in jenen Liederreihen gefeiert wird, konnte nur auf deutschem Boden Wiederhall finden. Daß sie ihn gefunden, daß jene Dichtungen tief ins Volk gedrungen sind, beweist ihren deutschen Charakter. Populärer, im besten Sinne volkstümlicher sind nur wenige der glücklichsten Würfe Goethes oder Heines.

Eine gewisse Verwandtschaft mit germanischem Wesen dankt Chamisso allerdings seiner Geburtsstätte. Boncourt liegt in der Champagne, die Grafen von Chamisso waren Champenois. Unverkennbar sind heute noch die Spuren germanischer Abkunft in dem Bewohner des weinfrohen Landes. Stark, kühn, kriegerisch, dabei aber schwerfällig und rauh ist gerade der Champenois alles dessen bar, was im Auge des fernerstehenden, aber auch für den echten Franzosen, sei's nun für den Pariser Boulevardier oder für den Sohn des heißblütigen, phantasievollen Südens, das Wesentliche französischen Nationalcharakters ausmacht. Wenn der Franzose von der „naïveté champenoise" spricht, so meint er die eigentümliche Mischung germanischer und romanischer Elemente, die im Charakter der Bewohner der Champagne ausgedrückt ist. Joinville und La Fontaine werden gern als ihre typischen Vertreter genannt. Grade bei Chamisso sind die charakteristischen Eigenschaften seiner engeren Landsleute immer so klar und unverhüllbar hervorgetreten, daß sie nicht nur am Hofe der Frau von Staël, auch in den formloseren Berliner Gelehrtenkreisen Anstoß erregten. Chamisso, innerlich feinfühlig und feinnervig, hat sein ganzes Leben nach gewinnender äußerer Form umsonst gerungen. Naiv bis ins höchste Alter war und blieb er ein Verächter aller Konvention. Nicht nur die verwahrloste

*) In dem Gedicht „Einem Toten". Chamissos „Werke" 6^3, 158.
**) Koch 2, 203.

äußere Erscheinung, nicht nur seine treueste Begleiterin, die Pfeife, setzten ihn zu den weltläufigeren Genossen diesseits und jenseits des Rheins in Gegensatz, auch im engeren freundschaftlichen Verkehr hat er nur durch offenste Biederkeit, nie durch gewinnende und fesselnde gesellschaftliche Liebenswürdigkeit gewirkt. Noch stärker trat die Verachtung aller äußeren Form durch seine echt französische feurige Impetuosität hervor. Derselbe Mann, der eine klassisch abgeklärte Prosa schrieb, der in entsagungsreichster wissenschaftlicher Arbeit Stunden um Stunden am Schreibtische wie angepfählt sitzen konnte, derselbe Mann war des überströmendsten Enthusiasmus fähig. Noch als angesehener Gelehrter und würdiger Hausvater ließ er sich durch die Nachricht von der französischen Julirevolution derart hinreißen, daß er im größten Negligé ohne Hut und in Pantoffeln durch Berlin zu seinem Freunde Hitzig eilte.*) Und doch hat dieser ungelenke, oft rüde Deutschfranzose über eine Feinheit und Delikatesse der Empfindung geboten, die auf den sandigen Fluren der Mark nicht gang und gäbe ist. Kein zweiter deutscher Dichter hat, wie er, dem Weibe die geheimsten und innigsten Gedanken abgelauscht und sie dichterisch verklärt. Auch jetzt sind die zartfingrigsten Analysten des weiblichen Herzens nicht in germanischen Ländern zu Hause. Vielleicht darf auch Chamissos seltene Beherrschung metrischer Form — ich erinnere nur an die Terzine — mit dem romanischen Blute in Beziehung gesetzt werden, das in seinen Adern rollte. Dankten ja auch Wilhelm Schlegel oder Paul Heyse oder Gildemeister nur dem eindringlichsten Einleben in romanische Dichtung die blendende Form ihrer metrischen Gestaltungen.

Noch einen Charakterzug der Muse Chamissos möchte ich auf französische Rechnung setzen. Chamisso ist, insbesondere in den meisten seiner Terzinendichtungen, Naturalist im modernen Sinne. Er scheut nicht vor krassen Effekten, vor nervenerschütternden Wirkungen zurück. Vergesse man nicht, daß, lange ehe Viktor Hugos Vorrede zum „Cromwell" das Programm der französischen Romantik ausgesprochen hat, in Frankreich gesunder Realismus den steifen Klassikern gegenüber sich geltend macht. Wenn Schiller realistische Effekte erzielen will, wendet er sich an Diderot und studiert dessen „Jacques le fataliste" oder er entwirft Dramen, die auf französischem Boden in der Gegenwart spielen. Auch der Sturm und Drang hat seine naturalistischen Tendenzen nicht allein aus Shakespeare geholt; das gleichzeitige französische Drama ist ihm nicht fremd geblieben.

Und letztlich folgt Chamissos naturhistorische Thätigkeit in der empirischen Art ihres Betriebes weniger deutschen als französischen Anregungen. Nicht in dem unter dem Banne aprioristischer, philosophischer Systeme befindlichen Deutschland, nicht im Lande der Naturphilosophen und des Hegelianismus wurde damals gerne empirische Naturforschung

*) Vgl. auch Schöll bei Klüpfel, „Gustav Schwab, sein Leben und Wirken" (Leipzig 1858). S. 253.

betrieben. In Frankreich trug man zu jener Zeit die ersten Steine zu dem großartigen Gebäude der modernen Naturlehre zusammen. Saß ja auch der deutsche Gelehrte viel zu fest auf der Scholle, um eine Weltumseglung zu wagen, wie Chamisso es gethan hat. In ihm ist der Auswanderungstrieb zur Geltung gekommen, welcher seine französischen Zeit- und Standesgenossen nach Amerika hat emigrieren lassen, eben jene Adligen, die dann in Charles Sealsfield den trefflichsten Porträtisten ihrer guten Seiten und ihrer Schwächen gefunden haben. Alexander von Humboldt, eine Ausnahmserscheinung in Deutschland, hat aus guten Gründen sein Reisewerk in französischer Sprache verfaßt. — Wie freilich dann bei Chamisso nach der Rückkehr die deutsche Neigung zur Seßhaftigkeit zum Durchbruch gekommen ist, wird später zu zeigen sein.

Die anspruchslose Gelehrtenexistenz in Berlin wäre Chamisso nicht so leicht angekommen, hätte er nicht die echt deutsche Gabe eines glücklichen, trockenen Humors besessen. Fern sei es von mir, irgend welche seelische oder geistige Eigenschaften auf bestimmte Nationen einschränken zu wollen. Allein fraglos liegt dem Franzosen jede Form des Witzes näher als der Humor; für den deutschen Humor von Stindes „Buchholtzens" hat der Franzose kein Organ. Chamisso, der ernste, stille Forscher, der scharfsinnige Kenner der Frauenseele, hat bei einer starken Dosis scharfen Witzes genug Gemüt besessen, um menschliche Thorheit mit harmloser Ironie darzustellen. Seinen „Hans im Glücke", sein „Urteil des Schemjáka" wird ein Franzose kaum bis ins Letzte verstehen.

Dichterisch anregend, eine glückliche Vorbereitung auf die Tendenzen der Romantik, denen Chamisso in Deutschland zunächst begegnen sollte, war sein Jugendleben. Schloßromantik auf der Burg seiner Väter, Waldesromantik in den rings umher sich erstreckenden Wäldern, eine große, weite, einsame Natur bot sich dem Heranwachsenden dar. Gern schweifte der stille, verschlossene Knabe durch Wald und Feld. Damals bereits hat der künftige Botaniker, der schöpferische Naturhistoriker ein außergewöhnliches Interesse an dem Gegenstande seiner späteren Studien bezeugt. Schon 1805, lange ehe er seinen Beruf gefunden hat, generalisiert er dem Freunde de la Foye seine eignen Jugenderfahrungen zu pädagogischen Ratschlägen: „Kinder auf dem Lande werden gewöhnlich mächtig von der Natur angezogen, Blumen, Insekten, alles was da ist, blühet, sich reget, und die größeren Massen, die geheimnisvollen Berge, die Gewässer, die Erscheinungen der Luft, haben einen unsäglichen Reiz für ihre Seele. So war wenigstens ich, und ich weiß noch, wie ich die Insekten erspähte, neue Pflanzen fand, die Gewitternächte anschauend und sinnend an meinem offenen Fenster durchwachte, wie alle meine Spiele, mein Schaffen und Zerstören auf physikalische Experimente und nach Forschen der Gesetze der Natur ausging, weiß, daß, damals geleitet, ich vielleicht jetzt ein Buffon mit unendlichen Kenntnissen ausgerüstet dastehen würde, und dem

höheren Blick sicher reifend, zu dem diese Epoche mich gereift hat."*) Das war 1805.

Der Knabe Chamisso war ein durchaus innerliches Naturell; scheinbar langsam entwickelte er sich, weil er lange Zeit brauchte, ehe er die Schätze seines Inneren anderen erschließen konnte; Menschen seiner Art legen sich allmählich und sachte, aber tief und gründlich eine geschlossene Herzens- und Geistesbildung an, um dann, wenn sie endlich reif geworden, selbst über die Wirkung zu staunen, die sie ausüben. Chamisso glaubt, fast vierzig Jahre alt, am Anfange seiner Laufbahn zu stehen, und über Nacht sieht er sich zu einem berühmten Gelehrten, zu einem noch berühmteren Dichter erhoben. Kaum läßt sich Goethes Wort bei einem zweiten gleich glücklich anwenden: „Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter in Fülle." Es ist auch der Lieblingsrefrain in den Briefen des alternden Chamisso geworden.**)

Begreiflicherweise war der neunjährige Grafensohn, der später in dem langsamen Aufblühen seiner Söhne ein Bild seiner eigenen Entwicklung wiederfand, noch völlig unreif und unfertig, als mit der französischen Revolution das Verhängnis über das Haus seiner Väter hereinbrach. Die Familie floh mit ihm in die Niederlande, um 1793 in Lüttich festen Fuß zu fassen. Boncourt fiel der Zerstörungswut der aufgewiegelten Massen zum Opfer. Was Chamisso durch die Flucht und durch die Zerstörung der Heimstätte verloren, was die französische Revolution für ihn bedeutet hat, ist in unvergänglichen Versen von ihm zum Ausdruck gebracht worden; seinem Knaben ruft er zu:

„Als ich so schrie, wie du nun schreist, die Zeiten waren
Nicht so wie sie geworden sind.
— — — — — — — — — — — —
Da legten sie, mit gläub'gem Sinn, zu mir dem Knaben
Des Vaters Wappenschild und Schwert.
Mein Erbe war's und hatte noch und sollte haben
Auf alle Zeiten guten Wert."***)

„Mein Erb' ist worden eitel Rauch," klagt er, „ich mußte, was ich hab' und bin, mir selbst erkaufen." Und die Seelengröße dieses selbstlos edlen Menschen tritt vielleicht nirgends schöner hervor als in den Worten, die er fast vier Decennien nach der Flucht an das Schloß Boncourt richtet:

„Sei fruchtbar, o teurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt."†) —

*) Werke 5^3, 60 f.
**) Vgl. Werke 6^1, 224 u. öfter.
***) „Der Klapperstorch" 3; siehe unten S. 43.
†) „Das Schloß Boncourt"; siehe unten S. 59.

Die rasch aufeinander folgenden Ereignisse gönnten der Emigrantenfamilie in Lüttich keine Ruhe. Man wanderte weiter nach Würzburg und von da nach Baireuth. Um für sich und seine Familie das liebe tägliche Brot zu verdienen, wendet der jugendliche Abkömmling eines mächtigen Geschlechtes seinen Fleiß auf Miniaturmalerei von Blumen, ohne zu ahnen, wie wichtig diese Kunst für seinen späteren Lebensberuf, für seine botanischen Arbeiten werden sollte. Doch schon 1796 im Mai folgt er zwei Brüdern, die nach Berlin vorangegangen waren. Er wird Page der Königin Luise, eine Stellung, die dem steifen, verlegenen, schüchternen Knaben wenig zugesagt haben mag. Die Königin läßt ihn sorgfältig unterrichten, so daß er schon im März 1798 zum Fähndrich, im Januar 1801 zum Lieutenant im Regiment von Goetze ernannt werden konnte. Schiller als Feldscher des Regiments Augé und Chamisso als Lieutenant bei Goetze treten zwanglos in Parallele; bei beiden litt die Strenge des militärischen Dienstes unter den zerstreuenden Anforderungen eines überreichen Innenlebens. Chamisso hat sich überdies erst als Offizier des deutschen Idioms bemeistert, wenn nicht in der Sprache, doch in der Schrift; ganz mundgerecht ist's ihm ja nie geworden. Auf der Wachtstube hat er weiter sein Griechisch gelernt. Doch die Sprachstudien hemmten nicht allein seine militärischen Erfolge. Die Hand des Dichters der „Räuber" soll zuweilen schwer auf seinen militärischen Patienten geruht haben; und auch unter der Uniform des Lieutenants Chamisso kam der zerstreute Gelehrte mehr denn einmal zum Vorschein. Noch viele Jahre später sind seine Träume von unfreundlichen Reminiscenzen aus der Zeit seines Gamaschendienstes gestört worden.*) „Der Wirbel schlug, ich kam herbeigelaufen, und zwischen mich und meiner Kompanie stellte sich mein alter Obrist und schrie: 'Aber Herr Lieutenant, in drei Teufels Namen'. — O dieser Oberst! Er hat mich, ein schreckender Popanz, durch die Meere aller fünf Weltteile, wann ich meine Kompanie nicht finden konnte, wann ich ohne Degen auf die Parade kam, wann — was weiß ich, unablässig verfolgt; und immer der fürchterliche Ruf: 'Aber Herr Lieutenant, aber Herr Lieutenant!'" Der Obrist war im Grunde genommen ein ehrlicher Degenknopf und ein guter Mann; als echter Zögling der abgelaufenen Zeit glaubte er indes, Grobsein gehöre notwendig zur Sache. Und doch war Chamisso nicht ohne Ehrgeiz und ohne Eifer an den Militärstand herangetreten. Schon im Jahre 1798 überreichte er dem König Friedrich Wilhelm III. einen militärwissenschaftlichen Aufsatz, der beifällig aufgenommen wurde. Nach Verlauf eines Jahres folgte ein zweiter. Man sieht, seinem Naturell war es nicht gegeben, mit frivoler Gleichgiltigkeit eine Aufgabe anzufassen.**) Dennoch verlor sich das Interesse bald. Allerdings war zur Zeit, da Chamisso in die preußische Armee trat, der Dienst nach allen

*) Koch 3, 118.
**) Werke 5', 10 f.

Seiten unerquicklich. Der Geist der großen fridericianischen Epoche war bald nach dem Tode ihres genialen Schöpfers verschwunden; die steifen Formen waren geblieben. Anmaßung und Schroffheit, pochend auf die Verdienste früherer Generationen, konnte die innere Schwäche nicht verdecken. Das Militär hielt sich nicht nur für einen privilegierten Stand im Staate, es glaubte die alleinseligmachenden Geheimnisse der Kriegskunst zu besitzen. Ebendieselben Prahlhänse, die vor der Schlacht von Jena den sieggekrönten französischen Heerführern den Generalstitel nicht gönnen wollten, haben nicht genug Disciplin und Energie besessen, um nach einer unglücklichen Schlacht noch einen Schwertstreich für König und Vaterland zu thun.

Erschwert wurde Chamissos Leben, er selbst noch mehr im fremden Lande vereinsamt, als die Eltern dank einer vom Konsul Bonaparte erlangten Erlaubnis nach Frankreich zurückkehrten. Als Chamisso dann den erkrankten Bruder Eugen 1802 zu den Eltern begleitete, wurde ihm der neue Abschied von der alten Heimat schwer; nur pekuniäre Sorgen ließen ihn am Militärdienste festhalten. War ja doch sein Temperament nicht angethan, den Vorteil auszunutzen, in Königin Luise eine warme Gönnerin zu haben. Seine brüske Naivität hat grade hier viel verdorben. Er ist auf einem Hofballe eingeladen. Die Königin Mutter erkennt ihn und würdigt ihn einer Ansprache: „Sie tanzen nicht? O, Sie müssen tanzen!" Chamisso repliziert: „Ew. Majestät meine Aufwartung zu machen, war mein einziger Wunsch, da ich gar nicht tanze, und auch keine Lust dazu habe; denn man muß sein Talent zu nichts zwingen, wozu man kein Geschick hat."*) ... Auch die kärgliche Besoldung ließ einen sorgenlosen Lebensgenuß nicht aufkommen. Dennoch gelang ein allmähliches Einleben in die deutschen Verhältnisse. Behaglicher gestaltete sich Chamissos Dasein durch den Eintritt in einen Kreis von Gesinnungsgenossen, an die ein enger Anschluß bald möglich wurde. Chamissos ältester Freund war sein Landsmann und Regimentskamerad Louis de la Foye, ein treuer, anhänglicher Charakter, der auch nach jahrelanger Trennung (schon 1804 kehrte er nach Caën zurück) fest an dem Jugendgenossen hielt. Wenn ihre Lage schon des Gemeinsamen, der Anknüpfungspunkte viel bot, so kettete sie noch fester aneinander das ehrliche Streben, der deutschen Bildung sich zu bemächtigen. Durch gleiche Anhänglichkeit hat sich der treueste der Treuen, der damalige Referendar beim Kammergericht Julius Eduard Hitzig um Chamisso das größte Verdienst erworben. Bei wenig erfolgreichen dichterischen Bemühungen hat Hitzig immer treffliche mäcenatische Anlagen verraten. Der Mittel bar, seine Schützlinge und Freunde materiell ausgiebig zu unterstützen, bot er in selbstloser Aufopferungsfähigkeit einen zuverlässigen Zufluchtsort dem Anfänger wie dem reifen Dichter; er war auch ein unerschöpflicher Anreger, der in späteren Jahren dem begabteren

*) Fulda S. 42.

Freunde in reicher Fülle die gesuchten Stoffe für seine Dichtung herbeischaffte.*) Sein Organisationstalent, seine praktische Gewandtheit machten ihn zu einer unentbehrlichen Stütze für den kindlich unbeholfenen, den kleinlichen Nöten des täglichen Lebens erliegenden Chamisso. Ältester Biograph von Zacharias Werner und von E. T. A. Hoffmann hat Hitzig nach dem Tode Chamissos auch dessen Erdenwallen im Gedächtnis der Nachwelt zu erhalten gesorgt. Seinen charakteristischen Stempel erhielt der Kreis durch den Hinzutritt des Freundespaares Varnhagen und Wilhelm Neumann.**) Beide hatten sich kurz vorher im Cohenschen Hause gefunden, an das sie in gleicher Weise als Privatlehrer gefesselt waren. Varnhagen, erst achtzehn Jahre alt, kränkelnd an einer überhasteten Jugendbildung, ließ seine nächste Aufgabe, medizinische Studien, um derentwillen er nach Berlin gekommen war, durch schöngeistige Bethätigung gern überwuchern. Wenn Wilhelm Neumann, still und in sich gekehrt, seine geistigen Interessen nicht zu Markte trug, war Varnhagen gerade darauf bedacht, Anschluß und Freundschaft zu gewinnen, um durch gesellschaftliches dichterisches Wirken größere Resultate zu erreichen, als ihm seine eigenen Versuche allein versprachen. Er war voll Verehrung der Klopstock, Voß, Wieland, der Hölty und Salis nach Berlin gekommen. Bald wurde er sich bewußt, daß er mit solchen Idealen nicht auf der Höhe der Zeit stehe. Die Romantik mit ihrer Bewunderung Goethes war in Berlin allgewaltig; Varnhagen, der fast ausschließlich in den hoch gebildeten jüdischen Häusern sich bewegte, durfte nicht lange zögern, ob er mit den Schlegel, mit Schleiermacher, mit Fichte gehen, oder ob er durch seine Verehrung der sinkenden Größen der Gefahr sich aussetzen solle, zur befehdeten Schule des alten „Kalifornier“ Nikolai gezählt zu werden. Durch Varnhagen bekam der ganze Bund einen ins Romantische schielenden Anstrich, und mit Recht erblickten die Schlegel treue Schildknappen in Varnhagen, Chamisso, Neumann und ihren Genossen.

Der Kreis erweiterte sich bald; der edle und zartsinnige, aber auch wirrköpfige und abschweifende Graf Alexander zur Lippe, Hausfreund bei Cohens, kam durch Varnhagen hinzu. Weiter Ludwig Robert, der Bruder Rahel Levins, der kleinen Levy, der durch eine verfehlte Bearbeitung von Molières „Précieuses ridicules“ bald zur Romantik in eine schiefe Stellung kommen sollte; dann der junge Theologe Theremin, nachmaliger Übersetzer aus Cervantes, von dessen Verhältnis zur Buchhändlersgattin Sophie Sander Varnhagen viel Klatsch zu erzählen weiß; der Breslauer Mediziner Koreff, dem nach dem Wiener Kongreß durch seine Beziehungen zum Fürsten von Hardenberg noch eine wichtige Rolle zugedacht war; der Buchhändler Georg Reimer; endlich der behäbige Bernhardi, als Schwager Tiecks und Mitarbeiter am „Athenäum“ der

*) Werke 6¹, 265 f.

**) Seine Berliner Jugendzeit von 1800 ab schildert Varnhagen in seinen „Denkwürdigkeiten“ 1², 191 ff. Über Neumann vgl. ebenda 231 f.

Brüder Schlegel unzweideutigster Vertreter der romantischen Doktrin; freilich kam er bald durch seine treulose Gemahlin in Konflikt mit Wilhelm Schlegel, ihrem Liebhaber, und mit Tieck, ihrem Bruder, da ihm dann die einstigen Genossen perfide genug mitspielten. An die Genannten reihte sich Paul Erman, der berühmte Physiker; er war einst Lehrer des Pagen Chamisso gewesen. Auch Klaproths irrlichternde Erscheinung wäre zu nennen. Er hat nachmals sich als Ethnographen und Sprachforscher von mehr als gewöhnlichem Talente bewiesen; dennoch brachte er durch geographische Fälschungen sich um allen Kredit. Schon in Varnhagens Schilderung des Jugendfreundes sind die widersprechenden Züge seines Charakters zu erkennen, seltene Begabung und mangelnde Gewissenhaftigkeit.*)

Meist traf man sich bei Chamisso auf der Wache. Zwischen militärischen Unterbrechungen wurden am Potsdamer und am Brandenburger Thore halbe und ganze Nächte verbracht. Die Freunde fühlten sich als Angehörige eines Bundes. Als Symbol des Bundes wurde der Polarstern gewählt; die Vereinigten nannten sich Polarstern- oder Nordsternbund, und neben der Unterschrift der Mitglieder erscheint fortab gleich einem freimaurerischen Zeichen das geheimnisvolle τ. τ. π. α. (τὸ τοῦ πόλου ἄστρον). Die Veranlassung der Namenwahl war eine echt romantisch-mystische Idee, für deren Verbreitung W. Schlegel in Berlin gewirkt hatte. Der Naturphilosoph Baader glaubte die vier Weltgegenden mit Religion, Sittlichkeit, Poesie und Wissenschaft verknüpfen zu können; seine Schrift: „Über das pythagoräische Quadrat in der Natur oder die vier Weltgegenden" (Tübingen 1798) vertrat diese Hypothese und wirkte durch Schelling auf die Romantik ein. Der Norden sollte der Wissenschaft entsprechen. Die Wissenschaft aber war die höchste Aufgabe der Genossen.**)

Chamisso wurde durch den neuen Bund mannigfach gefördert; er dankte ihm zunächst die Bekanntschaft mit Johannes v. Müller und mit Friedrich Heinrich Jacobi. Bald wurde der Bund auch seinen poetischen Versuchen dienstbar.

Eine wichtige Rolle in Chamissos ersten dichterischen Versuchen spielt seine Beziehung zu Cérés Duvernay.***) Über der interessanten Witwe schwebte ein nicht zu lüftendes Dunkel; unglückliche Verwicklungen, denen sich's nicht auf den Grund kommen ließ, verschlugen sie mit ihrem

*) Vgl. Varnhagen, „Denkwürdigkeiten" 1^2, 272 f.

**) Über den Polarsternbund und seinen Namen vgl. neben Werke 5^3, 33 auch Varnhagen „Denkw." 1^1, 265. Die Stelle seiner Berliner Vorlesungen, an der Schlegel über Baaders pythagoräisches Quadrat sprach, vermute ich in Minors Ausgabe (Seufferts Neudrucke 18) 2, 57, 16, wo natürlich Baader und Novalis für Bader und Noralis zu lesen ist

***) Über Cérés Duvernay vgl. außer Werke 5^1, 20—26 auch Varnhagen „Denkw." 1^1, 233. Ihr Briefwechsel mit Chamisso ist abgedruckt in dem Buche: „Aus dem Nachlasse Varnhagens von Ense. Briefe von Chamisso, Gneisenau ꝛc. Leipzig 1867". 1, 135 ff. Die an sie gerichteten Gedichte findet man bequem beisammen bei Koch 1, 68—93.

Knaben in das der Cohenschen Familie verwandte Edelingsche Haus nach Charlottenburg; sie bekleidete die Stelle einer Erzieherin. Seltene Schönheit und tiefe Bildung hoben sie über den Durchschnitt ihrer Gefährtinnen hoch empor. Englisch und Italienisch waren ihr gleich geläufig, Shakespeare und Tasso ihr so bekannt, wie Racine. Chamisso fand nicht nur an ihrer geistigen Bedeutung Gefallen. Schüchterne, weltungewandte Naturen fühlen sich durch eine blendende Erscheinung immer rasch angezogen und gefesselt. Der ungelenke Champenois, dem bald seine langen Beine, bald die knappe Uniform, der Hut, der Degen, der Zopf, der Stab, die Handschuhe unvermutet Ärgernis bereiteten, vermochte den Blick von der ihrer Wirkung bewußten Weltdame nicht zu wenden. Was ihm fehlte, was er schmerzlich vermißte, Leichtigkeit und Anmut der persönlichen Erscheinung, fand er bei ihr in höchster Vollendung. Gelegentliche Auszeichnung durch Cèrés scheint Chamissos Empfindung gesteigert zu haben. Eine „Elegie" feiert den neuen Freundschaftsbund in pathetischen Wendungen: „Hab' ich dich, Göttergleiche, gefunden, Dich endlich gefunden". Bald genügt dem kühneren Freier Freundschaft allein nicht mehr. Trotz dem großen Gegensatze der Charaktere, trotz der Schwierigkeiten der äußeren Existenz, die durch eine Verbindung herbeigeführt worden wären, will er Cèrés ganz gewinnen. In Klopstockisch antikisierenden Strophengebäuden fleht er zu Zeus um Entscheidung. Cèrés wiederum ermunterte ihn bald, bald schien sie ihn nicht zu bemerken; ihr Liebesleben giebt zu anmutigen französischen Versen Anlaß, die beweisen, daß Chamisso die Töne seines Mutterlandes noch nicht verlernt hatte:

„L'autre jour mon œil envieux
Voyait le zéphyre amoureux
Oser de son aile légère
Caresser et tes longs cheveux
Et ta parure printanière.
J'étais triste, j'étais rêveur.
Lors de ton sein fut arrachée
Une aimable et charmante fleur,
La fleur que l'on nomme Pensée.
Le bonheur l'enleva vers moi,
Duvernay, je te vis sourire,
Ta bouche s'ouvrit pour me dire
Cette pensée, elle est à toi."*)

Und in gleich lieblichen Rhythmen führt er das Liede zu Ende: „Depuis ce jour mille pensées Malgré moi troublent mes journées; Duvernay, voilà ton ouvrage." Endlich schritt er zur Erklärung; soweit wollte die kluge Französin die Sache nicht kommen lassen. Die Freund-

*) Koch 1, 71 f.

schaft sollte der Leidenschaft nicht Platz machen; der koketten Frau war es nur um eine in den gefälligen Formen des 18. Jahrhunderts gehaltene Liebesplänkelei zu thun. Und um die leichte, zierliche Form durch ein hartes Wort nicht zu verletzen, lehnt sie in geschmeidigen Versen ab:

„A l'amitié douce et paisible
Pourquoi preférer les tourmens
Qu'éprouve une âme trop sensible
Sous les lois du dieu des amans?"*)

Die Beziehungen sollten ihren alten Weg weitergehen; wie Bruder und Schwester wollten sie verkehren: „Recevez le doux nom de frère Et donnez moi celui de sœur."

Trotz allen Versuchen der Frau, die Härte der ablehnenden Antwort zu mildern, hat Chamisso ihre Absage schmerzlich empfunden; in einem leidenschaftlichen Briefe schildert er ihr die Mondscheinscenerie, die ihn zu dem kühnen Worte ermutigt hat, und er fühlt sich zu dem Vorwurfe berechtigt: „Je vous ai offensé madame? Vous, vous m'avez trompé!"**) Dennoch ist er bald zu stiller Resignation durchgedrungen; als echter Künstler hat er genug kühles Blut, alsbald die stances irregulières der Absage in deutsche Verse zu übertragen. Auch Cérés' Wunsch nach treuer Freundschaft ist nicht unerfüllt geblieben: noch Jahre hindurch, als sie längst nach Frankreich übergesiedelt war, haben beide Briefe gewechselt. Sie heiratete schließlich einen M. de Montcarel, der sich gern gefallen ließ, Chamisso von seiner Gattin hochgehalten zu sehen. Noch 1807 während des Krieges zwischen Napoleon und Preußen hat sie dem Freunde wichtige Warnungen zukommen lassen. Sie wiederum mag seinen Anregungen gefolgt sein, als sie gleichzeitig eine Übersetzung Ossians unternahm.

Die Wirkung des Erlebnisses auf Chamisso ist nicht hoch genug anzuschlagen. Nicht nur als Mensch hat er gewonnen; denn nachweisbar nahm ihm Cérés einen guten Teil seiner linkischen, schweigsamen Schüchternheit. Dem Dichter Chamisso hat nur sie die Zunge gelöst. Allerdings hat er schon als Kind gedichtet; in seinem Nachlasse fand sich ein Heft mit dem Titel: „Les jeux de mon imagination rédigés par une verve encore dans l'enfance. Chevalier de Chamisso, âgé de 13—14 ans. À Liège, Düsseldorf et autres lieux 1793—94." Es soll kleine Gedichte, Logogryphen und Rätsel enthalten;***) ob sie Chamisso zum Verfasser haben, fragt sich. Sicher hat er bis zum Jahre 1801 nur französische Verse gemacht. Seit 1801 dringt er energischer in die deutsche Dichtung ein, seine Gewandtheit in französischer Sprache zu

*) Koch 1, 78.
**) Varnhagens „Briefe von Chamisso 2c." 1, 143.
***) Werke 5^3, 9. Ob Palm den Titel richtig wiedergiebt, wage ich nicht zu entscheiden.

reimen, gestattet ihm, deutsche Gedichte ins Französische zu übertragen und sie auf diesem Wege sich näher zu bringen, zugleich tiefer in den Geist der deutschen Sprache einzudringen, als bei einer flüchtigen Durchstreifung deutscher Litteratur möglich gewesen wäre. Größere Dichtungen freilich schrecken ihn ab, an Schillers „Geisterseher" hat er sich letztlich nicht gewagt. Allein aus des Popularphilosophen J. J Engel „Philosophen für die Welt" überträgt er das erste Stück „Die Göttinnen", einen Wettstreit zwischen Minerva und Venus.*) Und die Bemühungen tragen reiche Früchte. Wenn er jetzt Diderot, Rousseau, Voltaire liest, so treten ihm die Eigenheiten der beiden Nationen klar vor die Augen. In Voltaire erkennt er eine Art des Esprit, die dem Deutschen nicht zugänglich ist. Mit ihm kontrastiert er Schiller; er glaubt nicht, daß man Schiller in Frankreich mit Erfolg nachahmen könne. Schiller gerade hat stark auf ihn gewirkt, und merkwürdigerweise vor anderem die philosophischen Gedichte. Schon im April 1799 empfiehlt er seinem Bruder Hippolyte die „Ideale" zu lesen. Im Mai 1801 bekennt er vollends aus Schillers „Resignation" seelische Befriedigung gezogen zu haben.**) Schiller wurde dann auch von ihm dichterisch gefeiert, freilich in herzlich ungelenken Rhythmen. „Dir mußte sich", singt Chamisso ihn an, „das junge Herz hingeben, Da glühend ihm die starken Töne hallten." „Dir wollt' ich nahn in Geistes Umarmungen." Nach seines Herzens Preis habe er gerungen ... Wirklich hat er sich brieflich an Schiller gewendet; eine Antwort wurde ihm nicht zu teil. Neben Schiller ist Klopstock früh in den Kreis seiner Studien eingetreten. Vers für Vers bahnt er sich seinen Weg durch diese „chefs d'œuvre d'obscurité qui font pâlir un Allemand". Neben und nach Klopstocks Messiade konnten ihm Goethe, Wieland, Bürger keine sprachlichen Schwierigkeiten bereiten.

Um sich die deutsche Sprache völlig zu eigen zu machen, beschließt er schon im Jahre 1799 etwas in deutscher Sprache zu schreiben. Sein erster Versuch war eine Übersetzung. Höher als eine Sprachübung ist seine Übertragung von Arnauds Alexandrinerdrama „Les amants malheureux ou le comte de Comminge" nicht anzuschlagen.***) Das deutsche Publikum mit Arnauds Drama bekannt zu machen, konnte seine Absicht nicht sein. War ja doch der Vielschreiber François Baculard d'Arnaud ein Liebling Friedrichs des Großen gewesen. Der Preußenkönig nannte ihn gern seinen Ovid und liebte es, ihn gegen Voltaire auszuspielen, ihn als würdigen Nachfolger des einstigen Freundes und Lehrers zu einer Zeit zu bezeichnen, da Voltaire im Zenithe seiner Lauf-

*) Werke 5^3, 15; „Der Philosoph für die Welt" hatte 1775 zu erscheinen begonnen, und kam 1800 im dritten Bande zum Abschluß.

**) Ebenda 5^3, 11, 13. Das Gedicht „An Friedrich Schiller" bei Koch 1, 319.

***) Ebenda 5^3, 15 ff, Koch 1, 341. Auch Brentano bearbeitete Arnauds Drama; vgl. Kochs Ausführungen: Deutsche National-Litteratur 146, I, CXII.

bahn stand. In Berlin konnte Arnaud auf Chamissos Vermittlung billig verzichten; überdies fällt die Übertragung in Chamissos erstes Militärjahr; damals stand's mit seiner Kenntnis der deutschen Sprache noch recht schlecht. Hitzig, der die Übersetzung gesehen hat, berichtet charakteristische Sprachschnitzer, hebt jedoch feinsinnig die Neigung zu einem rhythmischen Gange der Prosa hervor. Bemerkenswert ist der grauenhafte Inhalt des französischen Dramas; Chamisso scheint gerade durch ihn gefesselt worden zu sein.

Selbständige Dichtungen in deutscher Sprache zeitigt erst seine Liebe zu Cérés Duvernay; in den Jahren 1803 bis 1806 bezeugt er plötzlich eine überraschende Schaffenslust. Bedenkt man, daß Chamisso noch manches Jahr später im brieflichen Ausdrucke mit der Sprache gerungen hat, so muß man billig die Gewandtheit anstaunen, mit der er jetzt die verschiedensten Formen bemeistert. Klopstöckelnde Rhythmengebäude fanden sich schon in der Übersetzung des „Grafen von Comminge", sie sind dort dem Chor in dem Mund gelegt. Auch Cérés wird ja in einer antikisirenden Ode angesungen. Goethes Einfluß verbindet sich mit dem Klopstocks in Gedichten freieren Silbenmaßes, die ebenso an die „Frühlingsfeier", wie an Goethes ähnliche Versuche erinnern. Die „Elegie" an Cérés ist sichtlich den römischen Elegien nachgebildet; sie schildert Liebessituationen und ergeht sich nicht in philosophischen Betrachtungen, wie etwa Schillers „Spaziergang". Die Stanze zu lyrischen Zwecken zu verwerten, dürfte Chamisso auch von Goethe gelernt haben. Schillersches Pathos schleicht sich allerdings in die Goethesche Form ein. Bürgers Balladen, auf die neuerlich Wilhelm Schlegel das Augenmerk gelenkt hatte,*) werden in einer grausen, romantisch schauerlichen Gespenstergeschichte, „Die Trauung" betitelt, nachgebildet. Romantische Einflüsse kommen auch anderweitig zur Geltung. Die jungen Romantiker, unter denen Chamisso damals verkehrte, konnten im Sonette sich nicht genug thun; und auch Chamisso entzog sich der Modeform nicht.**) Später lächelte er gern über die „sonettische Schreibart" jener Zeit und spottete über die aufdringlichen „muß", „mag", „soll", die den zum weiblichen Reime unumgänglich notwendigen Infinitiv einzuleiten hatten.***) Selbst in seiner späteren Lieblingsform, in der Terzine, versucht er sich einmal. Und romantische Tendenzen haben ihn auch zur Assonanz geleitet.

Die bemerkenswerteste Dichtung der Zeit ist ein dramatisierter „Faust" von 1803. Chamisso selbst nannte ihn später einen knabenhaften metaphysischen Versuch, dennoch hat er ihn vor allen Arbeiten der Epoche allein der Aufnahme in seine „Werke" gewürdigt.†)

*) Vgl. Deutsche National-Litteratur 143, XLIII.
**) Die Jugendgedichte bei Koch 1, 68—93. 309—312. 2, 9 ff.
***) Werke 6', 267.*)
†) Siehe unten S. 433; vgl. über ihn Kochs Einleitung 1, 25 ff. Einiges Fördernde bietet F. Kern in der Sonntagsbeil. d. Vossischen Zeitung 1886, Nr. 48. Der Brief an Hippolyte: Werke 5', 11 ff.

Chamissos Beschäftigung mit der deutschen Philosophie bestätigt und schildert ein Brief an den Bruder Hippolyte vom Mai des Jahres 1801. Er findet in der Philosophie ein bodenloses Meer von Schwierigkeiten. Er lernt von der Philosophie, bescheiden und tolerant zu sein; die Dogmatiker erscheinen ihm fortab als Thoren, die Intoleranten als Fanatiker. Dennoch ist er nicht ohne herben Konflikt zu einem befriedigenden Resultate gekommen. Das Ergebnis seiner philosophischen Studien nimmt die Ideen vorweg, die später im „Schlemihl" zum Ausdruck gekommen sind. „J'en suis venu", bekennt er, „à regarder ces différens systêmes comme des romans plus ou moins ingénieux . . . Ils ne peuvent m'enlever ce sentiment de morale innée qui subsisterait indépendamment de tout et ferait mon malheur, s'il ne faisait pas mon bonheur ou du moins une consolation sur la terre." Gleicher Ansicht über Spekulation und Metaphysik ist Chamisso bis in sein Alter geblieben. Dennoch beschäftigt sich sein „Faust" und später auch „Adelberts Fabel" noch mit philosophischen Problemen. Der „Faust" ist den Konflikten entkeimt, in die Chamisso durch das Studium Kants gekommen ist.

Von Kant hat Chamisso erfahren, daß der menschlichen Erkenntnis unüberschreitbare Grenzen gezogen sind; durch diese neue Lehre fand er sich auf das mächtigste bewegt; die Grundlagen seiner gesamten geistigen Existenz waren auf das Tiefste erschüttert. Aus dem Wirrsal, in das ihn Kant geführt hatte, rettete ihn allein der Glaube. Dennoch hat er sich nahe am Abgrunde sittlichen und geistigen Untergangs gefühlt. Die Gefahren dichterisch auszugestalten, denen er glücklich entgangen war, mußte der Poet in Chamisso sich gedrängt fühlen. Sein „Faust" zeigt, wohin er selbst gekommen wäre, wenn ihn der Ausweg des Glaubens nicht gerettet hätte.

Mit Goethes Faustfragment von 1790 tritt Chamissos Versuch in die Bahnen von Marlowes Dramatisierung des alten Volksbuchs durch den eröffnenden Monolog. Faust hat alle Gebiete menschlichen Wissens durchwandert, ohne irgendwo zu einer Erkenntnis gekommen zu sein, die über den Zweifel erhaben wäre. Wie Goethes Faust sieht auch er, daß wir nichts wissen können. Chamisso arbeitet das Erkenntnisproblem noch schärfer heraus, als irgend einer seiner Vorläufer; sein Faust nimmt die höchsten und letzten Fragen der Vernunft Stück für Stück durch. Wiederum wie Goethes Faust greift auch Chamissos Held unmittelbar nach dem Bekenntnisse seiner Zweifel zur Magie, um durch sie zu erlangen, was sein ehrliches Streben ihm nicht gegönnt hat. Goethes Erdgeistscene hat stark, bis auf einzelne Wendungen, die Situation beeinflußt. Doch zu Marlowe und zum Volksschauspiel kehrt Chamisso über Goethe zurück, wenn er jetzt den Helden zwischen einen guten und einen bösen Geist stellt. Der gute Geist will Faustens durch die Vertröstung auf das Jenseits retten; der böse gewinnt ihn durch das Versprechen, die Schätze der

Wahrheit ihm zu eröffnen. Faust flucht dem guten Geist und seinem Gotte. Da bricht der gute Geist in Wehklagen aus. Die Situation erinnert lebhaft an die damals noch in Goethes Pulte verschlossene Scene, in der Fausts Fluch den Geisterchor zu dem Liede veranlaßt: „Weh! Weh! Du hast sie zerstört, die schöne Welt.“ Sichtlich stehen Goethe und Chamisso unter dem Eindrucke der älteren Volksdarstellungen. In Versen, die dem Parzenliede der „Iphigenie auf Tauris“ glücklich nachgebildet sind, will der gute Geist beweisen, daß alles übermenschliche Streben nur zum Untergange führt. Auch hier stellen sich Goethesche Töne ein; nicht nur an die „Grenzen der Menschheit“ fühlt man sich gemahnt: im wesentlichen lehrt der gute Geist dasselbe, was später zu Anfang des zweiten Teiles der Goethesche Faust verkünden sollte: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.“ Die Wahrheit ganz erkennen zu wollen, bringt nur Verderben. Das Motiv des „Verschleierten Bildes zu Saïs“ klingt an. Faust indes bricht trotz der Abmahnungen des guten Geistes den Stab des Gerichtes, der ihm in die Hände gespielt wird, er hat sich ganz und gar dem bösen Geiste in die Hände geliefert und harrt jetzt der erlösenden Verkündigung. Höhnend ruft ihm der Böse zu: „Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze, die nur der blinde Glaube überschreitet.“ Das sei alle Wahrheit, die er ihm mitzuteilen habe. Faust bricht unter dem sophistischen Spruche vernichtet zusammen; er stößt sich einen Dolch in die Brust. Aber auch im letzten Augenblicke tönt das Erkenntnismotiv noch vor. Nicht Verzweiflung allein treibt ihn zum Tode; er hofft noch immer im Jenseits zu tieferem Erfassen der Wahrheit zu gelangen. Wenn Goethes Faust in einer damals noch unveröffentlichten Scene zur krystallenen Schale greift, um die Pforten aufzureißen, vor denen jeder gern vorüberschleicht, kehrt auch Chamissos Faust der holden Erdensonne entschlossen seinen Rücken zu, um seinen Zweifeln ein Ende zu machen; er ruft sterbend aus: „Vielleicht Vernichtung nur, vielleicht Erkenntnis, Gewißheit doch!“

Wie sehr im ganzen und im einzelnen, insbesondere in der letzten Wendung Chamissos „Faust“ den Leser Goethisch anmutet, gleichwohl bleibt ein starker Gegensatz. Nicht nur, weil Goethes Faust den Selbstmord nicht ausführt. Chamissos Lösung birgt einen inneren Widerspruch, den er nicht bemerkt zu haben scheint. Ein Faust, der sich dem Teufel bereits übergeben hat, wird nie und nimmer zum Selbstmörder werden. Faust muß an den Teufel glauben; wenn er sein kostbarstes Gut, das Leben, wegwirft, zeigt er eine Gleichgiltigkeit gegen den Pakt und seine Folgen, die der Faustsage widerspricht. Faust will das Leben, will die Welt, will die Liebe erst kennen lernen, wenn er sich dem Teufel verschreibt; wenn Goethes Faust durch die Osterglocken vom Selbstmorde zurückgehalten wird, hat er Mephisto noch nicht gesehen. Faust wird in Chamissos Händen eine spekulative Puppe, der alles menschliche Leben abgeht. Wir können einem Menschen nicht nachempfinden, der mit seinem

Ich ein so gefährliches Spiel treibt, um einer zweifelhaften Erkenntnis zuzueilen.

Formell bezeugt auch der Faustversuch, wie schnell Chamisso sich in die deutsche Sprache eingelebt hat. Mag auch der fünffüßige Jambus glatterer Behandlung fähig sein, die lyrischen Partieen sind geglückt. Mit Recht ist Schillers Einfluß für jene betont worden; der Einfluß Goethes auf diese wurde oben hervorgehoben.

Die Mehrzahl der Dichtungen aus den Jahren 1803 bis 1805 wurde in einer Sammlung veröffentlicht, deren Herausgeber Chamisso war. In dem frischen Wagmut, der ihn immer ausgezeichnet hat, schreitet er mit den Freunden Varnhagen und Neumann an die Gründung eines Heims für seine und für ihre Dichtungen.*) Der alte Voßische Musenalmanach war 1800 selig entschlafen; im selben Jahre hatte Schiller dem Redaktionsgeschäfte endgiltig Valet gesagt, um sich ganz seinen dramatischen Schöpfungen zu widmen. Noch fristete der Göttinger Musenalmanach unter den Händen Reinhardts und der Mereau ein klägliches Dasein. Und während das Schulunternehmen der Romantik, der Schlegel-Tieckschе Musenalmanach, es bei Cotta nicht über den Jahrgang 1802 hinausbrachte, tauchten allerorts neue schwächliche Versuche auf, mit denen zu konkurrieren als Wagnis nicht gelten konnte. Gerade die Schüler der Romantik, denen W. H. Beckers altes Unternehmen, das „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", ferner und ferner trat, denen das vornehme Cottasche „Taschenbuch für Damen" kaum zugänglich war, legten sich darauf, selbständig vorzugehen. Vermehrens, Seckendorfs Versuche sind nicht anders entstanden. Der Musenalmanach Chamissos und Varnhagens, der sich obendrein als Fortsetzung des Schlegel-Tieckschen präsentierte, konnte neben Vermehren und Seckendorf billig auf Beachtung Anspruch erheben. Chamissos Verdienst an dem „grünen" Almanach — denn so nannten die Freunde nicht ohne ironischen Nebensinn das grünbroschierte Büchlein — war schon rein äußerlich nicht gering. Der erste Jahrgang, für den sich kein Verleger fand, wurde auf Kosten des blutarmen Lieutenants gedruckt und erschien in Leipzig bei C. G. Schmidt im Jahre 1804; er brachte ebensowenig Gewinn wie die folgenden, die bei dem Verleger der beiden letzten Jahrgänge des „Athenäums" der Brüder Schlegel, bei Heinrich Fröhlich, untergebracht wurden; Fröhlich fallierte schon im Jahre 1805. Chamisso hat überdies die Redaktionsarbeit fast allein besorgt, weil Varnhagen und Neumann nach Hamburg übergesiedelt waren; der dritte und letzte Jahrgang fand nach Chamissos Abmarsch von Berlin in Eberty den verderblichsten Korrektor.**)

*) Über den Chamisso-Varnhagenschen „Musenalmanach" handelt in dem Neudrucke des 3. Jahrgangs 1806 der Herausgeber, L. Geiger („Berliner Neudrucke." Zweite Serie. Band I. Berlin 1889). Die obige Darstellung verwertet eine Reihe von durch Geiger nicht benutzten Notizen.

**) Vgl. Varnhagens „Denkw." 1^3, 315

Der Anschluß an die Romantiker und an ihren Almanach war unverkennbar; ein enthusiastisches Sonett Varnhagens an Friedrich Schlegel im ersten Jahrgange, die zur Schau getragene Verhimmelung Goethes, die zahlreichen Übersetzungen aus den romanischen Sprachen, die bis zur Geschmacklosigkeit getriebene Verwertung der Sonettform, welche die Verfasser selbst endlich zur Selbstironie führte, waren untrügliche Merkmale. Um die Übereinstimmung noch größer zu machen, erscheint Fichte mit derselben Chiffre wie im Schlegel-Tieckschen Musenalmanach. Die Recensenten behandelten auch den Almanach ganz als romantische Parteischrift. Garlieb Merkel fühlte sich gedrungen, den guten Geschmack an den Schülern seiner Gegner zu rächen; eine anonyme Kritik in der „Neuen Berlinischen Monatsschrift" (1805, Juli, 53 ff.) findet im Almanach ein „ekelhaftes Gemisch von Bombast und Plattheit"; Conz zog in der Hallischen „Allgemeinen Litteraturzeitung" (1807, 27. November Nr. 284) gegen alle drei Jahrgänge des Almanachs zu Felde, um freilich nach Jahren der imponierenden Erscheinung Varnhagens gegenüber in arge Verlegenheit zu kommen.*) Schlimmer war indes, daß selbst ein Organ Goethes, die Jenaische „Allgemeine Litteraturzeitung" (1805, Nr. 104, 105, 107), eine „Blitzmordrecension" lieferte, die auf die Herausgeber niederschmetternd wirkte. Für alle diese Schläge ward ihnen nicht einmal der Lohn einer entschiedenen Anerkennung seitens der Romantik. August Wilhelm Schlegel sprach sich brieflich kühl lobend aus. Zacharias Werner allein gebärdete sich als entzückter Hanswurst.**)

An Merkel rächte sich Varnhagen unter thätiger Mithilfe Bernhardis und Neumanns durch eine Sammlung romantischer Verdikte über den allzu freimütigen Kritiker, deren Wirkung durch einige witzige Zuthaten noch erhöht wurde. Die „Testimonia auctorum de Merkelio, das ist: Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel" (Köln 1806) haben manchem Hiebe Wilhelm Schlegels und seiner Genossen eine noch nachhaltigere Wirkung verschafft. Gegen den Recensenten der Jenaischen Litteraturzeitung, Beauregard Vandin-Jariges, kam es nicht zu gleich energischer Abwehr; der Plan einer satirischen Sammelschrift „Das gelehrte Berlin" wurde nicht ausgeführt. Im Titel anknüpfend an ein wenige Jahre früher erschienenes brauchbares Nachschlagebuch sollte sie Berliner Litteraten polemisch charakterisieren. Was Chamisso brieflich beigesteuert hat, Xenien über Varnhagen, Paul Erman, Klaproth, über sich selbst, ist herzlich schwach und entbehrt alles Salzes.***)

Der Stab der Mitarbeiter des Musenalmanachs war klein; im ersten Jahrgange außer den drei Begründern nur Hitzig, Ludwig Robert und der Naturdichter Hiller; für den zweiten war Fichtes Hinzutritt

*) Varnhagens „Denkw." 2^3, 175 f.

**) Ebenda 1^3, 351; ein Brief Werners an Chamisso. Werke 6^2, 237 ff. Vgl. auch Werke 5^3, 141.

***) Koch 1, 337 nach Werke 5^1, 173 f., vgl. ebenda 164.

großer Gewinn; ihn begrüßte ein Sonett von Chamisso und Neumann; weiter fanden sich Diehl, Franz Theremin, K. Wolfart, Koreff, Klaproths Schwester Augusta dazu. Der dritte Jahrgang brachte Poesien von Pellegrin. Unter diesem Namen war Wilhelm Schlegels Schützling, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, in die deutsche Schriftstellerwelt eingetreten. Auch Bernhardi steuerte bei, dann Hitzigs Schwager Uthmann, Varnhagens Schwester Rosa Maria, August Bode, Herausgeber einer Zeitschrift „Polychorda“.

Wie es zuging, daß kein vierter Jahrgang des „Musenalmanachs“ erschien, vielmehr die von Varnhagen und Neumann herausgegebenen „Erzählungen und Spiele“ (Hamburg 1807) an die Stelle traten, hat Varnhagen in seinen „Denkwürdigkeiten“ auseinandergesetzt.*) Der Hamburger Verleger, dem man den „Musenalmanach“ antrug, traute dem Unternehmen nicht, weil ein Honorar nicht gefordert worden war. An den „Erzählungen und Spielen“ war Chamisso nicht als Redakteur beteiligt. Er sandte einige Epigramme ein, in denen allerlei bittere Scherze auch über die politischen Verhältnisse vorkamen; das Ganze sollte „Encheiridion“**) heißen. Die Censur zwang die Herausgeber den Beitrag zu opfern; das Buch verlor gerade die Floßfedern, mit denen es in der unglücklichen politischen Überschwemmung, in die sein Erscheinen gerade fiel, noch einigermaßen hätte schwimmen können. Was Chamisso als Ersatz bot, „Adelberts Fabel“, ist für die eigene Entwicklung des Dichters und Menschen ebenso wichtig, wie es damals weiteren Kreisen gleichgiltig sein mochte.

II. „Adelberts Fabel“ und „Fortunat“ (1806).

Durch den „Musenalmanach“ war Chamisso in den Kreis der deutschen Dichter eingetreten: er gilt fortan als Schüler der Romantik. Seine äußere Lebensstellung indes blieb nach wie vor dieselbe; noch immer war er Lieutenant im Regiment v. Goetze. Um aus der engen und beengenden Lage eines mittellosen Subalternoffiziers sich zu höheren Zielen emporzuarbeiten, ist er für seine innere Ausbildung unverdrossen thätig; schon den 20. September 1804 ruft er dem Freunde de la Foye zu***): „Ich möchte mit Fäusten mich schlagen! ein Kerl von 24 Jahren und nichts gethan, nichts erlebt, nichts genossen, nichts erlitten, nichts geworden, nichts erworben, nichts, rein nichts, in dieser erbärmlichen, erbärmlichen Welt!“ Solche Vorwürfe macht sich nur ein reger, strebender Geist,

*) Varnhagen „Denkw.“ 1^3, 344.
**) Koch 1, 336 nach Werke 5^1, 173. Vgl. Varnhagen „Denkw.“ 1^3, 355 f.
***) Vgl. Werke 5^3, 45.

der sich die höchsten Ziele setzt, der, seines Wertes wohl bewußt, an sich und an andere die höchsten Ansprüche stellt. Der Gegensatz der ertötenden Nichtigkeit seines äußeren Lebens und der Fülle bester Keime, die Chamisso in sich ahnt, läßt ihn seine Kräfte auf das Energischste zusammenfassen; ähnliche Gefühle haben den jungen Goethe, den jungen Schiller über das Alltägliche hinausstreben gelehrt, an ähnlichen Konflikten ist Heinrich von Kleists zartere, empfindlichere Natur gescheitert. Um sich der geisttötenden Existenz eines Berliner Offiziers vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts zu entziehen, will Chamisso jetzt studieren, will vielleicht auch eine Abhandlung schreiben und sich für vierzehn Thaler in Wittenberg zum Doctor philosophiae stempeln lassen. „Ich möchte gar zu gern Doktor im Regiment v. Goetze und Lieutenant in der Philosophie sein",*) ruft er mit der ihm eigenen Selbstironie. Wirklich wirft er sich mit Macht auf das Griechische, schreibt bald griechische Briefe an seine Freunde und kann schon Mitte Juli 1805 ein langes Verzeichnis seiner griechischen Lektüre aufstellen. „In vierzehn Tagen werde ich die vier Bände des Homeros durchgelesen haben (und das gut), — ferner zwei Tragödien des Euripides, drei Bücher der Anabasis des Xenophon, den Anakreon und zwei der größeren Dialogen des Lukian, auch die erste Philippika des Demosthenes"**). Sechs und acht und zehn Stunden rechnet er tagtäglich auf seine griechischen Studien, und der Energie des Autodidakten gelingt es, in wenigen Monaten ungefähr die Kenntnis des Griechischen sich anzueignen, zu der auch der bessere Gymnasiast seiner Zeit viele Jahre gebraucht hat. Kurz, Chamisso war auf dem besten Wege, durch angestrengte geistige Thätigkeit die problematischen Verhältnisse seines Militärlebens zu überwinden. Ansporn und frische Arbeitslust bot ihm die neue Freundschaft zu Fouqué, über die er den 10. September 1805 an Varnhagen berichten konnte.***) Durchaus atmen die Briefe an seine Freunde innere Befriedigung. Die Aussicht, durch erfolgreiches Mühen dem Soldatenstand entwachsen zu können, söhnt ihn mit seinem Lose aus; gern nimmt er jetzt den unangenehmen Militärdienst neben seinen Studien als notwendiges Übel mit. Letztlich tröstet ihn die Hoffnung, sein Vaterland und die Seinen bald wiedersehen zu können. Doch alle erfreulichen Erwartungen und Empfindungen, schier seine ganze Existenz wurde durch die politischen Ereignisse der Zeit zerstört.

Die Minister Friedrich Wilhelm des Dritten, der seit 1797 auf dem Throne Preußens saß, huldigten Napoleon gegenüber dem Prinzipe thatenloser Neutralität. Selbst im Jahre 1805, als die dritte Koalition den Kampf gegen Napoleon aufnahm, begnügte Haugwitz sich mit einem lässig und energielos unternommenen Vermittlungsversuche. Die Schlacht

*) Werke 5^3, 45.
**) Ebenda 5^1, 81.
***) Ebenda 5^1, 86; vgl. „Fouqués Lebensgeschichte" (Halle 1810) S. 274.

von Austerlitz gab Napoleon freie Hand gegen Preußen. Zunächst, den 15. Dezember 1805, mußte Haugwitz den schimpflichen Vertrag von Schönbrunn eingehen, den 15. Februar 1806 die noch schimpflichere Allianz mit Frankreich. Der Allianzvertrag wiegte Preußen nur in trügerische Sicherheit ein; er war ein glänzender diplomatischer Sieg Napoleons über Preußen; in den Schlachten von Jena und Auerstädt, dann im Frieden von Tilsit zog Napoleon die Konsequenzen jenes diplomatischen Erfolges.

Die unklare Situation, die von Haugwitzs Politik geschaffen war, spiegelte sich bald in Chamissos Leben. Im Herbst 1805 bekommt sein Regiment plötzlich Abmarschbefehl. Haugwitz hatte Preußen in eine so zweideutige Stellung gebracht, daß man an einen Krieg gegen die Russen dachte. Chamisso, der als Franzose einen Bund Napoleons mit Preußen gerne sehen mochte, meint jetzt, auch für Deutschland breche eine neue Zeit an und er singt:

„Berührt vom gottgesandten Dämon fallen,
Verjährte Formen krachen, Männer springen
Aus trägem Schlafe zürnend und es schallen
Die freien Stimmen, die aus Trümmern dringen."*)

Er hat sich getäuscht. Haugwitzens Politik war viel zu wenig energisch, um eine positive That sich zu gönnen. In einen frischen, fröhlichen Krieg ging's nicht; man kam über einen unerquicklichen Kreuz- und Quermarsch durch die Mark über Brandenburg und Magdeburg, durch die Gegend von Hildesheim und Göttingen nicht hinaus. Endlich bot der Allianzvertrag, der inzwischen geschlossen worden war, ein festes Ziel. In Hameln sollte Chamissos Regiment mit anderen die französische Besatzung ablösen, die bis dahin die Festung besetzt gehalten hatte. Im März 1806 zog die neue preußische Besatzung ein, um Hameln für Napoleon zu bewachen.

Für Chamisso war der Marsch eine bittere Pein; immer wieder ruft er von der ziellosen Wanderung seinen Freunden in Berlin sein Homercitat zu — er liebt jetzt Homer zu citieren: „*Οὐδέ τί πω σάφα ἴδμεν, ὅπως ἔσται τάδε ἔργα*", „Denn noch wissen wir nicht, wohin sich wende die Sache".**) Je tiefer es in den Winter ging, desto böser ward ihm zu Mute; mit dem Evangelisten rät er den Freunden, zu beten, daß ihre Flucht nicht geschehe im Winter. Dennoch findet er Zeit und Lust, gelegentlich seine satirische Laune an der Nase seines Hauptmanns zu üben***), er läßt den Homer nicht von der Hand und bewältigt den

*) „Deutschland 1806". Mitgeteilt von Koßmann in Franzos' „Deutscher Dichtung" 1888. 4, 286⁶.

**) Ilias 2, 252.

***) Werke 5³, 133, 137. Die von Geiger in der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 2c." N. F. 3, 138 aus der Spenerschen Zeitung am 20. Oktober 1804 (Stück 126) mitgeteilten „Angebinde an Selmars Nase" — die Spottworte richten sich gegen Brinckmann — sind hier natürlich nicht gemeint. Näheres über sie Werke 5³, 50 f. — Neuerlich wurden die „Nasengedichte" von Koßmann edirt und kommentiert (Vierteljahrschr. f. Litg. 4, 181).

Originaltext des neuen Testamentes. Ja nach Erbsen läßt er sich aus dem benachbarten Göttingen als echter Romantiker die Werke des „gottseligen, hocherleuchteten" Jakob Böhme, des „teutonici philosophi" bringen.*)

Der Zug von Berlin nach Hameln hat ihm noch mehr als bloße Lesefrüchte getragen; er kommt zum Entschlusse, die Geduldfäden reißen endlich. Er vergißt die „leidigen Bauchsorgen" und will um seinen Abschied einkommen. Schon den 28. Januar 1806 erklärt er den Freunden Varnhagen und Neumann: „Ich fürchte sehr καὶ τετελεσμένον ἔσται, daß ich nicht als Offizier mehr werde Berlin erschauen dürfen! Wir werden wohl noch lange mobil bleiben — in neuerrichteten Regimentern Rekruten zwei Jahre lang exerzieren! Nein, da daure ich nicht aus, und ich ändre es gewaltsam; aber ein sonstiges Unterkommen muß ich finden, denn ich bin ja nackt, wie wenn ich in die Welt kommen bin, und der Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt lege. . . Kinder, Kinder! doch nicht ohne Herzklopfen sehe ich den bevorstehenden Revolutionen in meinen Schicksalen entgegen."**)

Der erbetene Abschied wollte nicht kommen, und nach monatelangem Harren mußte Chamisso sich mit der königlichen Entschließung abfinden lassen, erst nach der allgemeinen Demobilisierung könne sein Gesuch berücksichtigt werden. „Es geht mir," klagt er in seiner Not dem Freunde Varnhagen am 23. Mai 1806, „es geht mir wie einem armen geplagten Teufel, der da auf der Erde sitzt mit rücklings gebogenem Haupte und weit aufgesperrtem Maule, — indem der Zahnbrecher hinter ihm den Zahn gefaßt hat — und — und — noch nicht auszieht."***)

Dennoch war wenigstens ein Entschluß erreicht. Die innere Wandlung, deren er zu diesem Entschlusse bedurfte, stellt in dichterischer Verklärung das allegorische Märchen „Adelberts Fabel"†) dar. Den 25. April 1806 sendet er es von der Hauptwache in Hameln an seine Freunde, nachdem er seit acht Tagen an ihm sich dumm gedacht und in einer Wachtnacht von 10 Uhr abends bis 6 Uhr morgens an ihm sich blind geschrieben hatte.

Adelbert erwacht nach einem langen Schlafe. Er will sich aufraffen, um seine Weltwanderung fortzusetzen. Mauern von Eis, rings um ihn aufgetürmt, hindern ihn; er fügt sich der Notwendigkeit und bleibt liegen. Sein Leben gleitet in diesem Zustande zwischen Traum und Wachen dahin. Eines Mittags erscheint ihm eine hohe weibliche Gestalt; sie giebt ihm einen Ring. Nach langem Mühen entziffert er seine rätselhafte Inschrift beim Scheine des Polarsternes; sie lautet: Thelein, Wollen. „Wollen also? Sei's! Ich will's?" ruft er aus, und die Bande des Eises zer-

*) Werke 5', 110.
**) Ebenda 5', 132.
***) Ebenda 5', 147.
†) Koch 2, 365; vgl. Werke 5', 143 f.

schellen. Er will von neuem die Wanderung antreten. Doch die schmelzenden Eisberge werden zu einer ihn wild umbrausenden Flut; mühsam rettet er sich durch Schwimmen in ein enges, grausiges Thal. Sein Pfad führt ihn in eine schier endlose Tiefe, bis er endlich in einem unermeßlichen Saale unzählige Webstühle findet. An jedem arbeiten im Wetteifer zwei Gestalten, die eine mit einem Karfunkel, die andere mit einer eisernen Krone auf dem Haupte. In den beiden webenden Gestalten, denen er am nächsten steht, erkennt er seine Schicksalsgenien: den „Karfunkel seiner inneren Selbstmacht" im Widerstreit mit den „finsteren äußeren Weltmächten". In der Mitte des Raumes erblickt er einen Alten; auf der Stirne trägt er seinen Namen „Ananke", Notwendigkeit. Die Akkorde, welche er greift, lenken und leiten die webenden Gestalten. Nochmals betrachtet er den Ring und liest jetzt „Synthelein", Mitwollen.

Daß Chamisso in der etwas dunkel geratenen Märchenallegorie schildern wollte, wie er selbst aus dem willensschwachen Vegetieren der Berliner Zeit zu einem ernsten Entschlusse sich durchgerungen hat, leuchtet ein; man hat früh darauf hingewiesen. Sicherlich ist er erst jetzt der Devise sich vollauf bewußt geworden, die er schon im Jahre 1805 dem Freunde de la Foye gegenüber aufgestellt hat: „Handeln frei und kühn, wie das bessere Herz in uns gebietet".*) Dennoch muß zur erschöpfenden Erklärung des Märchens weiter gegriffen werden. Der Apparat, den Chamisso anwendet, erinnert mannigfach an platonische Vorstellungen. Zu Plato wurde Chamisso durch einen neugewonnenen Freund, durch Neander geführt.

Von jüdischen Eltern geboren hat David Mendel sich früh mit Begeisterung in Plato eingelesen.**) Als Varnhagen und Neumann im Jahre 1804 nach Hamburg kamen und ihm näher traten, vollzog sich in ihm gerade die innerliche Wendung, durch die er zum Christentum geleitet wurde. Neander — so nannte er sich nach dem Übertritt — schloß sich enge an das Freundespaar an und wurde alsbald in den Polarsternbund aufgenommen. Chamisso trat dem künftigen großen Kirchenhistoriker brieflich nahe; seine schwärmerisch in Platonischen Vorstellungen sich ergehenden Briefe fand er göttlich. Gleich der erste Brief feiert den neuen Freundschaftsbund als ein Produkt göttlicher Freiheit, nicht empirischer Notwendigkeit. Da die empirische Notwendigkeit (in unserem Falle die äußeren Umstände, durch die Neander von seinen Freunden getrennt werden kann), da diese empirische Notwendigkeit der göttlich waltenden Freiheit immer unterliegt, muß auch der neue Bund ewig sein. Man beachte: wie Plato, aber auch wie Fichte stellt Neander das freie, willenbegabte Ich dem Nicht-Ich, der Ananke, dem Zwange der äußeren Um-

*) Werke 5^1, 58.

**) Über Neander und seine Aufnahme in den Nordsternbund vgl. Varnhagens „Denkw." 1^2, 309. 323. Seine Briefe an Chamisso: Werke 6^3, 311—330.

stände entgegen. Diese zu besiegen bedarf's nur des Willensentschlusses. Noch näher den Gedanken des Märchens kommt der zweite Brief. Jetzt ist ihm wahre Freiheit nur ein Ausfluß der Notwendigkeit, mit ihr absolut eins. Der Mensch will nur einstimmen in die Saiten der Ananke, der Notwendigkeit, nicht sie umstimmen. „Platon's Spruch," schließt Neander, „der freiheitverkündende, läßt mit absolutem Fatalismus sich paaren."

Auf Chamisso haben die unklaren Ideen des siebzehnjährigen Neander mächtig gewirkt; vermochten sie doch, ihn zeitweilig wieder zur Philosophie zurückzuführen, die er ja schon 1801 abgeschworen, von der er sich im „Faust" losgeschrieben hatte. Was ihn an Neanders orphisch-dunkeln Sprüchen fesselt, ist leicht zu erkennen. Im Jahre 1801 erscheint ihm die Leugnung der menschlichen Willensfreiheit als traurigstes und niederdrückendstes Resultat der Philosophie. Jetzt verkündet ihm Neander aus seinen Platostudien heraus die Lehre der Willensfreiheit; und er konstruiert ihm eine Möglichkeit, die Willensfreiheit mit der Ananke, die göttliche Vernunft mit der natürlichen Notwendigkeit zu versöhnen.

Für die Lehre von der Willensfreiheit hatte Chamisso ein besonders empfängliches Gemüt zu einer Zeit, da er selbst durch einen energischen Willensakt zu dem Entschlusse gekommen war, sich aus der Mißlage seines Offizierlebens zu retten. Daß es mit dem bloßen Willensentschlusse, mit dem Thelein nicht gethan ist, daß auch der energischste Wille sich der Ananke fügen muß, daß er selbst sein Leben der natürlichen Notwendigkeit fügen müsse, soll der Schluß des Märchens darthun. Synthelein ist ihm jene harmonische Verbindung ethischer Freiheit mit der Naturnotwendigkeit, jene Paarung des Fatalismus mit dem freien Willen, von der Neander sprach.

Die Einkleidung für diese dunkle, sicher nicht zu nötiger Klarheit durchgedachten, wenig deutlich entwickelten Vorstellungen hat Chamisso in den Büchern gefunden, die er in Hameln las. Der unaufhörliche Hin- und Hermarsch läßt Homer und Böhme endlich zurücktreten. Chamisso lechzt nach leichterer Kost. Anfangs liest er in Altendorf ein „capitales Werk"; er meint die Märchen von „Tausend und einer Nacht"*). Vermutlich benutzte er die Voßische Übersetzung der Bearbeitung Gallands, die in Bremen 1781—1785 publiziert worden war. Er fühlt sich zu dem Urteile gedrängt: „Märchen, und selbst die abgeschmacktesten, sind doch das Vernünftigste, was man lesen kann."**) Täglich nimmt er einen Band der „Blauen Bibliothek" vor, jener zwölf Bände moderner Märchendichtungen, die F. J. Bertuch in den Jahren 1790 bis 1800 in Gotha veröffentlicht hat. Perraults „Contes de la mêre Oie" und die Märchen der Gräfin d' Aulnoi traten ihm auf diesem Wege wieder nahe. Noch mehr als alle diese Märchen älterer Zeit wirkten auf ihn die jüngsten Märchendichtungen deutscher Poeten. Zwar Musäus wurde erst im

*) Werke 5^3, 141.
**) Ebenda 5^3, 145.

August 1806 gelesen. Doch Goethes „Märchen" wird gelegentlich ein „gar wunderbar großes Ding" genannt. „Es löst sich aber nur," fügte er hinzu, „für mich in vielfachen beweglichen Ahndungen auf, und ich zweifle auch, daß man es, mit Zirkel und Winkelmaß, in die Prosa flachgedrückt konstruieren könne, oder nur in Menschensprache die Figuren nennen." Bei Novalis, dessen Märchen im „Ofterdingen" er mit richtigem Takte von Goethe beeinflußt erkennt, glaubt er an die Möglichkeit einer erschöpfenden Interpretation.*)

Goethe und Novalis haben auf „Adelberts Fabel" am stärksten gewirkt; vielleicht dieser noch mehr als jener. Auch über „Adelberts Fabel" schwebt jener Dämmerschein, der Goethes „Märchen" auszeichnet. Auf Beziehungen wird angespielt, Andeutungen werden gemacht, die keineswegs völlig zu ergründen sind. Ganz wie in Goethes „Märchen" zieht sich durch „Adelberts Fabel" eine geheimnisvolle Betonung der Weltgegenden Norden und Süden, Osten und Westen, deren tieferer Sinn schwer zu erkennen ist, auch wenn man die obenerwähnten Deutungen Baaders heranzieht.**) Natürlich hat Chamisso auch den Polarstern nicht vergessen. Die Farbenpracht, der Gold- und Edelsteinglanz, den Goethes „Märchen" mit den orientalischen Vorbildern teilt, sie fehlen auch in „Adelberts Fabel" nicht. Doch wie das Märchen von Novalis alle Motive des Goetheschen verstärkt und forciert, ist auch unter Chamissos Hand ein Nachbild entstanden, das die Züge seines Musters bis zur Verzerrung übertreibt. Und nicht nur durch diese beiderseits gleich starke Tendenz nähern sich die Märchendichtungen von Chamisso und Novalis. Goethes plastische Erzählungsgabe hat eine Fülle reicher ineinander spielender Bilder geschaffen, an denen der Leser sich ergötzen kann, auch wenn der Sinn des Ganzen ihm nicht aufgeht. Goethe schenkt uns im „Märchen" eine Reihe anziehender Situationen, die sich menschlich nachfühlen lassen. Bei Novalis und bei Chamisso drängt sich das allegorische Element stark vor; der ruhig erzählende Epiker verschwindet hinter dem Metaphysiker, der sich abmüht, philosophische Formeln in Gestalten umzuschaffen. Und doch fehlt wiederum beiden die plastische Phantasie, die jenen Gestalten echtes Fleisch, warmes Blut leihen könnte. Gewiß läßt sich bei Novalis und bei Chamisso der Gedankenkomplex reiner herauslesen, als bei Goethe. Doch dieser Vorteil ist zum Nachteil der dichterischen Ausgestaltung errungen worden. Wer die Allegorie der Märchen von Novalis und Chamisso nicht deuten kann, für den verlieren die Dichtungen an sich alles Interesse. Goethes Märchen wirkt wie ein Traum; in den Märchen seiner romantischen Nachahmer wird man zuweilen an einen Fiebertraum gemahnt.

Wie stark Chamisso auch im einzelnen Novalis ausgenutzt hat, belege

*) Werke 5^3, 165.
**) Vgl. S. X.

ein charakteristischer Fall. Sein Adelbert liegt lange in den Banden des Eises. Bei Novalis harren König Arctur und seine Tochter in ihrem in den Fesseln der Nacht und des Eises befindlichen Palaste der Entzauberung.

Auch stilistische Berührungen mit Goethe und Novalis konnten nicht ausbleiben. Die Sprache der lutherischen Bibelübersetzung schlägt durch. Dennoch fühlt man an allen Ecken und Enden, daß der Verfasser der deutschen Sprache noch nicht völlig Herr ist; er selbst hat sich in gleichem Sinne geäußert: „Ich fühle, ich kann noch keine ruhige Prosa schreiben. Das Ding wird verzerrt genug dastehen. Dem sei, wie ihm wolle, ich lege einiges Gewicht auf dies Gedicht. Aber das Ei ist gar zu frisch gelegt, ich muß mir aus Erfahrung alles Urteil darüber absprechen."*) Er fordert seine Freunde und insbesondere Neander auf, ihr Urteil zu sagen. Das Verdikt muß günstig ausgefallen sein, denn Varnhagen und Neumann nahmen das Märchen alsbald in ihre Sammlung „Erzählungen und Spiele" auf. Der Erfolg bewog Chamisso, sofort an ein zweites Märchen zu schreiten; es sollte ganz im Stile des Goetheschen gehalten sein. Es kam nicht zustande. Schon den 12. August 1806 meldet er den Freunden: „Mein Märchen wird auch nicht gedeihen, ich will nicht verderben, was einmal gut werden kann, es drängt sich zuviel und ich bin zu schlecht bei Tinte." Den 23. August hat er den Plan endgiltig verworfen.**)

Erst im „Schlemihl" ist Chamisso wieder zur Märchendichtung zurückgekehrt, um dann freilich alle Fehler seines Jugendproduktes zu vermeiden. Jetzt wendet er sich vom Märchen ab und macht sich an eine andere Form der Volksdichtung; er will ein deutsches Volksbuch dramatisieren, den Fortunat.

Chamissos Dichtungen bis zu „Adelberts Fabel" lassen von romantischem Einflusse wenig verspüren. Gewiß fühlte er sich, wie seine Genossen vom Almanach, als Schüler der Romantik. Dennoch mußte er sich erst mit dem deutschen Geistesleben überhaupt näher befreunden, ehe er an echt romantische Pläne denken durfte. Fouqué, Nachkomme französischer Refugiés, die Frankreich verlassen haben, als das Edikt von Nantes aufgehoben wurde, Fouqué war doch schon ausschließlich in deutschen Kulturvorstellungen aufgewachsen; er fand sich denn auch leicht in die Absichten der neuen Schule. Chamisso mußte in wenigen Jahren den weiten Weg von der französischen Bildung der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts über Klopstock, Goethe, Schiller zur Romantik zurücklegen. Wie konnte da von sofortiger nachhaltiger Befruchtung seitens der Romantik die Rede sein? Erst hat sie ihm nur die rein äußerliche Form des Sonettes aufgedrungen; dann fand er sich zur Märchen-

*) Werke 5^3, 144.
**) Ebenda 5^2, 165 f.

allegorie hingezogen, wie Novalis sie liebte. Doch gerade diese Form der Märchendichtung wurde von der Romantik wenig angebaut. Die Dramatisierung des Fortunatstoffs war endlich ein echt romantischer Gedanke.

Tieck hatte sich durch die alten Volksbücher und Volksromane zur Romantik von der Aufklärung hinübergerettet. Schon frühzeitig, als er noch für Friedrich Nicolai fronte, pries er die reine und schöne Schreibart der alten Volksromane. Im Jahre 1797 versucht er zum erstenmale einem zu den höchsten litterarischen Ansprüchen geneigten Publikum die schlichte Einfachheit alter Volkspoesie zugänglich zu machen. Die Geschichte von den Heymonskindern, die schöne Magelone werden vorgelegt. Eine getreue Nachbildung kam freilich nicht zustande. Tieck war es vor allem um den romantischen Duft, um die heimliche Atmosphäre zu thun, in der die Dinge geschehen. Immer stärker und energischer werden die Eingriffe des Dichters, endlich schreitet er zur dramatischen Form vor und läßt in der „Genoveva" unter romantischen Ideen den schlichten Volksbuchstoff letztlich beinah ganz verschwinden. Noch prächtiger, noch farbenreicher, aber auch noch überladener fiel der „Octavian" von 1801 und 1802 aus. Jetzt wird die Quelle lediglich zum Gefäße eines romantischen Universalbuches. Mit seinen Leitversen von der mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält, von der wundervollen Märchenwelt, die in ihrer alten Pracht aufsteigen soll, ist der „Octavian" zum typischen Ausdruck der Romantik geworden, so der älteren, wie der jüngeren. Wenn man sich in den reichen, prächtigen Rhythmen des Stückes wiegte, glaubte man ganz in romantischer Stimmung aufzugehen, dachte man in romantischen Gefühlen zu versinken. Der „Octavian" hat Nachahmungen in Menge erzeugt. Selbst Uhland konnte sich nicht enthalten, seine schwachen dramatischen Kräfte an das Volksbuch von Eginhard zu wagen *) Chamisso wurde durch Fouqué in die Bahnen des „Octavian" gelenkt.

Fouqué lebte und webte in einem mittelalterlich ritterlichen Vorstellungskreise. Was für andere nur im Reiche der Phantasie lag, wollte er in Wirklichkeit umsetzen. Wenn er, der preußische Gardeoffizier, an der Spitze seiner Dragoner einhersprengte, vergaß er gern, daß er in dem prosaischen 19. Jahrhundert den herzlich belanglosen Dienst eines Subalternoffiziers that; seine schrankenlos üppige Phantasie legte über alles den Schimmer altgermanischer Recken- und Ritterzeit. Die wenig geschmackvolle Uniform der nachfridericianischen Zeit verwandelt sich in seinen Augen in eine schimmernde Rüstung; seine Kameraden dünken ihm kühne Helden einer heroischen Zeit, er selbst, obwohl zart, schwächlich und brustkrank, glaubt um nichts hinter den Idealen von Mut, Kraft, Tapferkeit zurückzustehen, die er in seinen Romanen gezeichnet hat. Seine Phantasie verwischte alle kleinen und kleinlichen Eindrücke, an denen das moderne Kriegerleben so reich ist, daß es für einen Tolstoi ganz in

*) Vgl. A. v. Keller „Uhland als Dramatiker." S. 120 ff.

ihnen aufgeht. Bei Fouqué ist alles Begeisterung, er sieht immer nur das Erhabene des Augenblicks. Tolstoi, sein Widerpart, analysiert die Gefühle, die den Krieger in der Schlacht beschleichen, so eindringlich und so schonungslos, er legt seine Eindrücke unter eine so scharfe Lupe, daß von den großen erhabenen Regungen einer Heldenseele schier nichts übrig bleibt, als ein gelegentlicher, halb unbewußter Aufschwung, der bald hinter die physische Empfindung der Furcht oder wenigstens des stärksten Unbehagens zurücktritt. Fouqué hingegen ist immer in gehobener Stimmung oder glaubt es zu sein. Und die Helden seiner Dichtungen kommen aus einer dauernden Überspannung der Gefühle nicht heraus. Freilich hat ihm auf der anderen Seite sein Kriegerleben reiche und glückliche Farben geliefert, um die Schlachten und Kämpfe seiner Romane auszumalen. Insbesondere der passionierte Reiter macht sich oft und gern geltend; ihm ist das Pferd mehr als ein willenloses Werkzeug, und in seinen Dichtungen ist dem Schlachtrosse keine geringe Rolle zugewiesen. Seine ungewöhnliche Wirkung ruht zum großen Teile auf diesen erlebten Motiven; konnte er doch plastischere Bilder geben, als seine dichterischen Genossen, die nie vom Schreibtische losgekommen waren. Allerdings, als die Manier des ganzen Gehabens sich mehr und mehr veräußerlichte, als die Don Quixoterie klarer und klarer heraustrat, die in Fouqués Lebensanschauung lag, wurde der einst hochgefeierte Schriftsteller weniger und weniger ernst genommen, und endlich ward es Mode, den ingeniösen Hidalgo Friedrich de la Motte Fouqué und seinen mittelalterlichen Trödel von Harnischen und Turnierrossen, von Burgfrauen und Zwergen, Knappen und Schloßkapellen zu belächeln.

All das lag erst im Keim vorgedeutet in Fouqués Brust verborgen und weckte in romantischen Kreisen die schönsten Hoffnungen, als Chamisso im September 1805 dem Mitarbeiter seines Musenalmanachs nahetrat. Jetzt, im Juli 1806, kommt Chamisso von Hameln mitten aus seinen orientalischen und occidentalischen Märchen zu Fouqué nach Bad Nenndorf, wo der „ehrenfeste alte Degen, der Kernmensch, der Barde" — so nennt ihn Chamisso — die Kur gebrauchte, um seine angegriffene Gesundheit wiederherzustellen.*) Natürlich kamen zwischen den beiden Poeten bald dichterische Probleme zur Erörterung. Fouqué ging gerade damals ganz in deutschen Volksbüchern und deutschen Volkssagen auf. Im Jahre 1805 hatte er Jörg Wickrams „Ritter Galmy" modernisiert. Ferner hat Chamisso schon nach der ersten Begegnung an Varnhagen berichten können: „Ein wundergroßes Gedicht — wie der Octavian — hat er mir mitgeteilt: es scheint mir weit zu übertreffen, was wir von ihm kennen." Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Fouqués Dramatisierung der nordischen Sigurdsage gemeint ist, die im Jahre 1808 unter dem Titel: „Sigurd der Schlangentöter" zu

*) Werke 5', 155—159.

Tage trat und im Jahre 1810 als erstes Stück in die Trilogie „Der Held des Nordens" aufgenommen wurde. Jetzt, in Nenndorf vertiefen sich beide in die Technik des romantischen Dramas; sie geraten auf die Theorie eines Dramas, des höchsten vielleicht, wie sie meinen, in dem die für sich höchst elegischen Figuren das höchste Komische gebären und wiederum die für sich höchst komischen das höchste Tragische. Ein echt romantischer Kunstgedanke! Shakespeare und die deutschen Puppenspiele zeigten ihnen oft Strahlen ihres Ideals. Chamisso will sofort daran gehen, dieses Ideal in Wirklichkeit umzusetzen. Nur der Stoff blieb noch zu wählen. Fouqué legte ihm einen seiner Pläne nahe; er wollte ihm „Schön Rosamund" abtreten. Chamisso scheint an dem Liebesleben Heinrichs II. von England und Rosamundens von Woodstock nichts Anziehendes gefunden zu haben. So blieb ihm denn auch erspart, mit Körner in Wettstreit zu treten, der in seiner erst 1814 veröffentlichten „Rosamunde" den mageren Stoff in ein fünfaktiges Drama ausgedehnt hat. Auch Fouqué hat eine Stoffgabe Chamissos damals nicht verwertet; Chamisso riet ihm, als Gegenstück zum „Galmy" die Heloise zu behandeln. Chamisso selbst verkündet den Freunden erst den 23. August seine Wahl: „Kauft euch denn den Fortunatum, das alte Volksbuch und leset es vorläufig."*) Er bestellt für sich den „Galmy", den „Octavian." Jetzt wird auch die Arbeit rasch gefördert; den 7. September sind bereits 7- bis 800 Verse fertig und er bestimmt, daß der Fortunat Probierstein seines Dichterberufs sein solle. Er arbeitet nicht vom Anfang an, wie im Feld, sondern hier und da, wie im Garten, und wie das Herz ihn lehrt.

Das Volksbuch von Fortunat, das Chamisso zur Stoffquelle seines Dramas gewählt hat, zerfällt in zwei deutlich geschiedene Teile. Der erste Teil schildert, wie Fortunat nach mannigfachen Abenteuern von der Glücksgöttin mit den Wunschdingen, mit dem Wunschsäckel und mit dem Wunschhut beschenkt wird. Der zweite Teil erzählt die Geschicke seiner Söhne Ampedo und Andolosia. Im Tode verrät Fortunat seinen Söhnen das Geheimnis der Wundergaben und legt ihnen dringend ans Herz, sie nie unter einander zu teilen. Nach Ablauf des Trauerjahres umgeht Andolosia den Befehl des Vaters; er läßt seinem Bruder eine stattliche Summe zurück und überdies den Wunschhut; er selbst geht mit dem Wunschsäckel auf Abenteuer aus. Er gelangt endlich nach England und verschwendet hier übermütig und unsinnig das Geld der Zaubergabe. Die sinnlose Verschwendungsluft wird ihm zur Quelle des Verderbens. Der König und die Königin von England wollen das Geheimnis seines Reichtums erkunden. Agrippina, ihre Tochter, die von Andolosia sichtlich geliebt wird, soll als Mittel dienen. Sie gewährt ihm

*) Werke 5^1, 167. Über den Fortunat vgl. insbesondere Koch 1, 352 ff., Werke 5^1, 95. Über das Volksbuch handelt Goedeke, „Grundriß" 1^2, 354.

eine nächtliche Zusammenkunft, lullt ihn, eine zweite Delila, in Sicherheit ein und raubt ihm den Säckel. Andolosia will nach Hause, nach Cypern, zurück, holt den Wunschhut und entführt, als fremder Juwelier verkleidet, Agrippinen. Sie indes überlistet ihn noch einmal; er verliert auch den Wunschhut. Dennoch glückt eine zweite Entführung, die Andolosia abermals in dem Besitz seiner Wundergaben setzt; Agrippina will ihre Schuld in einem Kloster verbüßen. Andolosia kehrt nach Cypern zurück und scheint einem sorglos ruhigen Dasein zurückgegeben zu sein. Allein eine Bitte des Königs von Cypern veranlaßt ihn, um Agrippina für den Königsohn freien zu gehen. Seine Sendung glückt. Ein englischer Graf, der in Agrippinas Gefolge nach Cypern kommt, verschwört sich mit einem cyprischen Edelmann gegen Andolosia. Sein Reichtum hat ihren Neid erregt. Sie töten ihn. Ampedo stirbt vor Schmerz, haut indes vor seinem Tode den Wunschhut in Stücke. Der Säckel hat schon durch Andolosias Tod seine Kraft verloren.

Das Volksbuch selbst betont, alles sei so gekommen, weil Fortunat nicht Weisheit, sondern Reichtum gewählt habe. Fortunat hat die Gaben des Glücks als unheilvoll erkannt. Dennoch hält er an ihnen fest und bindet das Schicksal seiner Söhne an sie. Die Wunschdinge erfüllen dann auch ihre Sendung unter dem thörichten übermütigen Menschengeschlecht, bis ihre Kraft erlischt und sie in die Hand der Gottheit zurückkehren. Den Besitzern haben sie vorher Tod und Verderben gebracht.

Ein Blick auf Chamissos „Schlemihl" bezeugt, wie sehr Chamisso sich für den von dem Volksbuche ihm entgegengebrachten Gedanken interessierte. Schlemihl und Fortunat wählen den Reichtum, ohne der inneren Stimme zu achten, die sie warnt. Beide büßen ihre thörichte Wahl auf das bitterste. Was im Volksbuche als Moral erscheint, hätte Chamisso sicherlich zur Idee seiner Dichtung erhoben; thatsächlich hat er die Idee im „Schlemihl" durchgeführt.

Das Stück sollte mit einem Vorspiele beginnen, das Fortunats Abreise von Cypern behandelt. In wörtlichem Anklange an die Quelle, an das Volksbuch, ruft Fortunat seinem Vater zu:

„Ich werde gehn in fremdes Land; es ist
Des Glückes in der Welt noch viel, ich hoffe
Zu Gott, es wird mir sein auch noch ein Teil."*)

Außer diesen drei Versen ist aus dem Vorspiele nur ein lyrischer „Wechselgesang bei der Abfahrt zu singen" bekannt geworden. Er verwertet mit Geschick die glückliche Idee, je eine Strophe den Abfahrenden in den Mund zu legen, die andere von den Zurückbleibenden

*) Chamisso citiert die drei Verse in einem Briefe vom 6. Februar 1811 (Werke 5², 326). Die entsprechende Stelle des Volksbuches lautet: „Ich will gehen in fremdes Land, und dienen, es ist noch viel Glück in der Welt, ich hoffe zu Gott, mir wird sein auch noch ein Teil."

singen zu lassen. Die vierzeiligen gereimten, in vierhebigen Trochäen gewandt hingeworfenen Strophen sind zum Teil in Chamissos Gedichtsammlung übergegangen; er hat hier die drei letzten unter dem Titel „Der Schatz" zusammengefaßt.*)

Das Drama selbst hätte mit Fortunats Rückkehr nach Cypern eingesetzt. Nicht seine Geschicke, sondern die seines Sohnes Andolosia sollten den Hauptinhalt bilden.**) Warum Chamisso an dem Schicksale Fortunats geringeren Anteil genommen hat, als an denen seines Sohnes Andolosia, glaube ich erraten zu können. Unter dem ethischen Probleme, das ihm der Stoff bot, hat noch ein anderes Moment ihn lebhaft angezogen. Er wollte eine blendende Frauengestalt schildern; Agrippina dient ihm zum Vorwurf. Sichtlich wird sie zu seiner Lieblingsfigur, immer wieder kommt er auf sie zurück. Als der ganze Plan beinahe schon aufgegeben war, sucht er noch jedem weiblichen Wesen, dem er begegnet, Züge für seine Agrippina abzulauschen.***) Von Anfang an dürfte Cérés Duvernay ihm vorgeschwebt haben. Sein ernstes Interesse an der Gestalt Agrippinas wird nicht zum geringsten durch seine Absicht bezeugt, ihr ein tragisches Ende zuzuteilen; sie sollte für ihre Schuld büßen. Mit ihr sollte das königliche Haus von Cypern untergehen. Das Lied, mit dem sie in der Delilascene den Helden in Sicherheit wiegt, ist unter dem Titel „Katzennatur" in Chamissos Gedichte übergegangen. Er hielt es besonders hoch und freute sich, den Eindruck des gewaltigsten Komischen zu erregen, als er es in Hameln einigen Damen vorlas. Grade an diesem Gedichte scheint er seine Theorie komischer Effekte im Munde tragischer Personen erprobt zu haben.†)

Die wenigen erhaltenen Proben lassen erkennen, daß Chamisso an Formenreichtum hinter dem Octavian nicht habe zurückbleiben wollen, so schwer es ihm fiel. „Anhaltend, angestrengt, aber langsam, langsam schreibe ich nieder. Die Verse und den Reim bekämpf' ich mit unendlicher Mühsamkeit. Ich habe noch hier Terzinen, lyrische Stanzen und sehr künstliche Dinge, die ich noch halten will, um sie wieder zu sehen"††) — So sein Bericht an Varnhagen. Gerade die formalen Schwierigkeiten hemmten den raschen Fortgang, bis endlich äußere Ereignisse ihn

*) Siehe unten S. 176.

**) Ich weiche in diesen Ausführungen von den Angaben Palms (5¹, 95) ab. Er glaubt, daß Andolosias Abreise geschildert werden soll. Auf die obige Übereinstimmung von Chamissos Text mit einem Ausspruche Fortunats möchte ich mich nicht allein berufen. Doch die Schlußstrophen des „Wechselgesangs", eben die des Gedichts „Der Schatz", weisen auf einen erst in der Ferne winkenden Schatz hin. Dann erklärt Chamisso (Werke 5³, 177), daß nach dem Vorspiele die Personen zehn Jahre älter auftreten, „wie im Volksbuche". Andolosias ganze Reise ist nur auf sechs Jahre beabsichtigt, dürfte noch weit weniger lang gedauert haben. Eine chronologische Angabe findet sich im Volksbuche überhaupt nur für die Zeit von Fortunats Abreise bis zu seiner Rückkehr; und zwar sind da fünfzehn Jahre notiert. An diese fünfzehn Jahre dürfte Chamisso gedacht haben.

***) Vgl. Werke 5³, 209.

†) Ebenda 5³, 177. 171. „Katzennatur": unten S. 70.

††) Ebenda 5³, 177.

ganz zum Stillstand brachten. Chamisso hat später mannigfach an die Ausführung des Planes gedacht, doch blieb er liegen; schon im Oktober 1808 scheint ihm sein Fortunat dem Eigentum eines Verstorbenen gleich.*) Er war zur Erkenntnis gekommen, daß die Aufgabe für ihn zu schwer war.

Auch ein anderer Romantiker, Uhland, hat den Fortunatstoff nicht bewältigt; er begann im Jahre 1814 eine epische Behandlung des Volksmärchens, brachte aber nur zwei Bücher zustande, die sich mit den Schicksalen Fortunats befassen und sie in breitester Ausführung erzählen. Bis ins Jahr 1816 trug sich Uhland mit dem Gedanken, die Ansätze auszugestalten; da die Arbeit gar nicht vorwärts rücken wollte, veröffentlichte er endlich die Fragmente in der zweiten Auflage seiner Gedichte, im Jahre 1820. Vielleicht ist Uhland geradezu durch Chamisso auf den Gedanken gekommen, den Fortunat zu behandeln. Er hat Chamisso im Jahre 1810 in Paris kennen gelernt; der Fortunat dürfte nicht unbesprochen geblieben sein.**) Was beiden nicht glückte, führte endlich Altmeister Tieck selbst aus; sein fünfaktiges Märchen „Fortunat" erschien 1817 im dritten Bande des „Phantasus". Der „Fortunat" Tiecks bildet die Form des „Octavian" weiter aus, und förderte auch in dieser Richtung auf dem Wege, den Chamisso hatte begehen wollen.

Äußere Verhältnisse haben, wie bemerkt wurde, der Arbeit am „Fortunat" ein jähes Ende gesetzt. Die unfreiwillige Muße, der Chamisso in Hameln hingegeben war, nahm ein unvorhergesehenes Ende. Chamisso geriet in die leidigste Lage, als plötzlich der Krieg zwischen Preußen und Frankreich zum Ausbruch kam. Der Allianzvertrag hat Preußen nicht vor den gefährlichen Intriguen Napoleons geschützt; und um nicht ohne Schwertstreich unterzugehen, war es genötigt, selbst zum Schwerte zu greifen. Für Chamisso war schon der Gedanke bitter genug, gegen sein Vaterland zu kämpfen; obendrein mußte er einerseits die alten gegen die Emigranten gerichteten Gesetze der Revolutionszeit fürchten, andererseits Repressivmaßregeln an seiner in Frankreich gebliebenen Familie gewärtigen. Um ihm den Leidenskelch vollzufüllen, erließ Napoleon von Bamberg aus ein Edikt, jeder Franzose, der im preußischen Heere diene, sei nach der Gefangennahme binnen vierundzwanzig Stunden zu erschießen. Vergeblich forderte Chamisso bei dem Prinzen von Oranien, seinem Regimentschef, neuerlich den Abschied; er wurde abermals verweigert. Das Mißtrauen, das man ohnedies gegen den französischen Kameraden hegte, steigerte sich nur durch die nochmalige Bitte. Seine Lage wurde von Tag zu Tag verzweifelter; sie sollte indes noch schlimmer werden. Chamissos kräftige Natur hätte all das Ungemach letztlich über-

*) Vgl. Werke 5^3. 232.

**) Vgl. Uhlands „Gedichte und Dramen" (1878) 2, 205 ff. — Auch Matth. v. Collin hat sich an dem Stoffe versucht; in seinen „Nachgelassenen Gedichten" (Wien 1827) findet sich ein dramatisches Fragment „Fortunat's Abfahrt von Cypern".

wunden, er hätte in frischem, fröhlichem Kampfe die Sorgen und Kümmernisse seiner unklaren, unsicheren Existenz vergessen. Allein die Ereignisse gönnten ihm nicht, in ehrlichem Kriege die schwere Zeit durchzumachen. Hameln kapitulierte auf schmähliche Weise. In einem von gerechtem Zorn und Unwillen getragenen Briefe*) schildert Chamisso dem Freunde Varnhagen unter dem 22. November 1806 die Vorgänge, welche zu der Katastrophe führten: „Ein neuer Schimpf haftet auf dem deutschen Namen", ruft er aus, „es ist vollbracht das Schmähliche, die Stadt ist über. — Erwarte keine Erzählung von mir, nein, den tiefen Ingrimm meiner Seele will ich nur in Dein Herz weinen. Siehe, ich konnte eigenes Unglück, dessen mir auch auf meiner Bahn ein Teil geworden, mit wohlmännlicher Fassung ertragen, und kann heute mich annoch selbst nicht fassen, mich nicht denken, ich habe nur Jammer, nur Thränen, die in mein Herz zurückfallen und es schwellen, daß ich nicht Atem holen kann. O Freund, müssen einzelne so reich an Schande sein, daß sie den Becher über Tausende, Starke und Gesunde, auszuleeren vermögen, und sie in eigene Niedrigkeit ziehen und verderben. O! es ist ein Hartes, bei Gott! ein Hartes, der schuldlosen Opfer eins zu sein, und zürnend Schamröte über sein Gesicht glühen zu fühlen, da man nichts verbrochen." Schier unglaublich dünkt Chamissos Bericht: der Subalternoffizier, der gemeine Soldat, der hannöversche Bürger muß den kommandierenden Generälen Schritt vor Schritt jede entschiedene Aktion, jeden Angriff auf den Feind abringen. An Händen und Füßen gebunden thut jeder — nur nicht die obersten Führer — sein Bestes, um die Ehre der preußischen Waffen zu retten Ja, der Feind schickt sich schon an abzuziehen. Während alles aufatmet, und bei der Entfernung des äußeren Feindes auch den inneren vergißt, wird die Kapitulation von den Generälen abgeschlossen. „Wie es laut ausgesprochen," setzt Chamisso seinen Bericht fort, „erhoben wir uns im Sturme, riefen Fehlende in Hast herbei, und gingen viele an der Zahl zum Kommandanten, daß er uns Rede stehe, und die Wahrheit sage. Lecoq und die anderen Generale waren beisammen. O mein Freund! nicht um meiner Seele Preis hätt' ich mögen einer der Sünder sein! Wie standen sie ängstlich vor uns da, blöden, lichtscheuen Wortes Antwort uns gebend: In Berlin sei doch schon der Feind, die Macht des Königs vernichtet, Magdeburg und Küstrin, und Spandau und Stettin, und Gott weiß, welche Städte mehr hätten die Thore wohl eröffnet, warum doch ein Gleiches nicht thun, in der Zukunft müsse es doch kommen, und endlich, es sei nun einmal geschehen." Mit stolzem Pathos erzählt Chamisso die heroischen Thaten, welche die Kapitulation herbeigeführt hat: zwei Brüder, gemeine Soldaten, setzen die Gewehre sich gegenseitig auf die Brust, drücken zugleich ab und fallen einander in die Arme, um die Schmach ihrer Waffen nicht zu überleben. „Sollte ich Dir," fragt er,

*) Werke 5³, 184 ff.

„die Haufen schildern der geschmähten zerschlagenen deutschen Waffen, wie sie im Kote lagen; denn es ist kein Bursche gewesen, der nicht selber sein Gewehr zerschellt hätte, damit es nicht von andern Händen rühmlicher geführt würde, als von den seinen; wir sahen, wie die alten Brandenburger weinend Abschied von ihren Offizieren nahmen, wie diese stumm und starr dastanden, wünschend, daß eine verirrte Kugel sie noch treffen möchte."

Das Schriftstück selbst, der Bericht an Varnhagen, ist eine der trefflichsten Leistungen Chamissoscher Prosa. Die besten Eigenschaften seiner Abkunft und seiner Rasse treten in sympathischer Weise aus den grollenden Worten hervor, wie nicht minder aus dem Memoire,*) das er später dem Ehrengericht einzureichen hatte. So schreibt der würdige Abkömmling einer langen Reihe von Helden, die für ihren König und ihr Vaterland oft und gerne Gut und Blut in die Schanze geschlagen haben, so fühlt ein Edelmann, ein Adliger in des Wortes höchster Bedeutung. Knapp und schlicht und doch wirksam in jeder Wendung geben die markigen Worte Chamissos einen Bericht, der in seiner stilvollen Einfachheit an antike Muster gemahnt. Der mühsam nach fremden Mustern gebildete Stil von „Adelberts Fabel" ist überwunden: die Siegesfanfaren der einziehenden Holländer haben Chamisso jenen plastischen Prosastil gelehrt, der dann in dem Tagebuch der „Reise um die Welt" zur schönsten Ausbildung gekommen ist.

Die Kapitulation von Hameln brachte endlich die Loslösung vom Militärdienste. „Wo meine Bahn mich geführt," schreibt er in dem besprochenen Briefe an Varnhagen, „lasse ich kein schlecht Angedenken hinter mir. Ich begehre nach Frankreich, dort will ich mich eine Zeit verbergen, bis ich wieder unter Euch mich einfinde, denn ein Deutscher, aber ein freier Deutscher bin ich in meinem Herzen, und bleib ich auf immerdar."**) Diese Worte, mit denen Chamisso aus Deutschland scheidet, sind wohl festzuhalten, will man die Irrwege verstehen, die er in der nächsten Periode seines Lebens gewandelt hat.

III. Unstätes Leben (1806—1812).

Die drückende Fessel war endlich gelöst. Dennoch konnte Chamisso der neuen Freiheit sich nicht in sorgenloser Freude hingeben. Was er seit Jahren erstrebt hatte, war erreicht; doch mit den Schranken seiner Existenz war auch der letzte Anhalt und Rückhalt beseitigt worden. In Deutschland war vorläufig für ihn nichts zu machen. Die Freunde

*) Vgl. Werke 5^3, 195 ff. (abgedr. bei Koch 2, 336).
**) Werke 5^3, 194.

Varnhagen, Neumann und Neander hätten wohl in Halle eine erfreuliche Gesellschaft geboten, dort die Grundlage für spätere Thätigkeit zu legen. Da wurde die Universität Halle plötzlich durch einen Machtspruch Napoleons aufgelöst, der über die Studenten zu klagen hatte. Chamisso ging denn nach Frankreich. „Auf der Pilgrimfahrt bin ich begriffen nach dem Mutterlande, — die mußt' ich so begehen; doch verarmt und des Segens Eurer Umarmung bar zieh' ich hin," schreibt er an Varnhagen den 3. Dezember 1806.*) Unerfreuliches gab's auch in Frankreich zu erleben. Sein Vater war den 24. Oktober, seine Mutter den 3. November gestorben. Freilich fand er in Paris gute und treue Freunde. Cérés, eingedenk ihres einstigen Versprechens, führte in schwesterlicher Fürsorge ihn in ihre Familie ein; mit den Freunden Koreff und Ludwig Robert traf er zusammen; auf der Bibliothek herumspürend findet er eine französische Handschrift des Reineke Fuchs.**) Allein zu einer Befriedigung kam es nicht. „Mit Begierden, die her ich brachte, bin ich zur Ruhe verwiesen. Paris kann eine Schule sein, Frankreich ist mir verhaßt." Von dem einstigen Vermögen der Grafen von Chamisso war so wenig zurückgestellt worden, daß auf Adelbert nur eine Rente von 200 Thalern fiel. 300 wurden für die Zukunft versprochen. Enttäuscht kehrt er nach kurzem Aufenthalt Paris den Rücken und begiebt sich zu seiner Familie nach Vertus in der Champagne. Verständnis für seine wissenschaftlichen Pläne fand er da nicht; zufälligerweise hat sich ein Brief***) der Mutter aus dem Jahre 1805 erhalten, der ein helles Licht auf die Ansichten wirft, die man in der Familie von seiner Zukunft hatte; sie redet ihm zu paisible et tranquille zu sein. Man sorge bestens für ihn; er möge nur nicht selbst seiner Carriere hinderlich in den Weg treten. Ob er wohl träume, um von sächsischen Universitäten zu sprechen? Litterarische Beschäftigung wird ihm als Amüsement gestattet; den Schulstaub indes könne man nicht früh genug abschütteln. Den Bruder Hippolyt solle er sich zum Muster nehmen ... Bei solchen Gegensätzen war an eine Einigung nicht zu denken. Auch jetzt spielt Chamisso seinen fürsorglichen Verwandten einen bösen Streich. Ein liebliches junges Mädchen Pauline mit vielen, vielen Tausenden reiner, heller, fester Einkünfte, er sollte sie als Gattin heimführen. Und er, der Mittellose, wehrt sie von sich ab; „meine guten, lieben Brüder sehen's und staunen, und ich leide um ihretwillen".†) Seine Braut ist sie nicht geworden; nur zum Modell der Agrippina seines „Fortunat" wollte er ihre blendende Erscheinung verwerten. Chamisso hegt nun zur Schwägerin Viktorine Zutrauen, er

*) Werke 5^3, 199.
**) Ebenda 5^3, 205. Hier auch die nächste Briefstelle.
***) Ebenda 5^3, 58 f. Eben dieser Brief hat mich veranlaßt, den Einfluß der Mutter auf den Knaben Chamisso nicht zu betonen, wie Koch (1, 11), der aus einer Notiz der Biographie (Werke 5^3, 7) zu viel herausliest. Vgl. auch das Gedicht „Traum und Erwachen" V. 49 ff.
†) Ebenda 5^3, 214; vgl. 209.

klagt ihr seine Not, sie hat ihn lieb und wünscht, er könnte bleiben. Koreff dachte daran, den Freund an der Bibliothek in Paris anzustellen; Chamisso fühlt sich noch nicht reif genug, er wendet willig und entschlossen von dem französischen Treiben sich ab und kehrt nach Deutschland zurück, um sich ganz und ausschließlich in das Leben deutscher Wissenschaft und Dichtung zu versenken, zufrieden, wenn man ihm für seine Landsleute die Verherrlichung gelten ließ, deren sie als Krieger im siegreichen Heere teilhaftig waren. Ja er geht trotz den fatalen Erinnerungen seiner Militärzeit den Freunden zuliebe nach Berlin, um freilich auch hier ziellos weiter zu vegetieren. Irr' an sich selber, ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt, verbrachte er in Berlin eine düstere Zeit. Um sich Anregung zu schaffen, machte er mit Varnhagen eine Fußreise nach Hamburg; er genoß dort im Kreise der Verwandten und Freunde Varnhagens des doppelten Vorteils in voller Neuheit zu erscheinen und doch im besten Sinne bekannt zu sein.*) In der Gesellschaft von Varnhagens Mutter und Schwester wirkte er auf diese, wie auf sich selbst durch reiche Mitteilungen belebend. Nach Berlin zurückgekehrt sollte er mit Varnhagen zusammen wohnen; störende Angewohnheiten, insbesondere der unaufhörliche Tabaksqualm, den er um sich verbreitete, machten das Zusammenleben dem feinnervigen Varnhagen zur Pein. Kein besseres Resultat hatte ein gleicher Versuch mit W. v. Willisen. In der Schlacht von Auerstädt verwundet, verwertete der junge Offizier seine unfreiwillige Muße zu emsigen Studien. Chamisso, in zerstreuenden Bekanntschaften fast zum Alltäglichen herabgestimmt und für sich allein kaum dauernder Anstrengung fähig, glaubte vergeblich durch Willisens tägliches Beispiel sich aus seiner Lethargie aufzuraffen. Besuche bei Freunden, dann insbesondere die Romane Rétifs de la Bretonne zerstörten die besten Vorsätze, so daß er an seiner Fähigkeit zum Lernen überhaupt verzweifelte. Ein wenig that er sich in italienischer Litteratur um, die neugewonnene Beziehung zu v. d. Hagen vermittelte das Nibelungenlied. Er indes ist so gar nicht in der Stimmung, die Volksdichtung zu genießen, daß er sie neben Fouqués „Sigurd" schmächtig und kümmerlich findet. So ging denn das ganze Jahr 1808 und das Jahr 1809 verloren. Gedichtet wurde nichts; alle Schriftstellerei blieb ihm ferne; selbst an einem gemeinschaftlichen Unternehmen seiner Freunde hat er's zu keinem fördernden Anteil gebracht. Fast jeder seiner Genossen durfte Autorsansprüche an den Roman „Die Versuche und Hindernisse Karls, eine deutsche Geschichte, aus der gegenwärtigen Zeit" stellen. Nur Chamisso begnügte sich mit der anspruchslosen Rolle, die Korrekturbogen zu lesen, als der erste Band des Romans bei Reimer in Berlin und Leipzig 1808 erschien.**)

*) Varnhagens „Denkw." 2^3, 66 f. 72; zu dem folgenden vgl. ebenda 79, 81. Das Urteil über Fouqués „Sigurd" und das Nibelungenlied: Werke 5^3, 231.

**) Über die „Versuche und Hindernisse Karls" handelt Varnhagen „Denkw." 2^3, 15 ff. 47. 136. 147. 174 274. 310. 4, 167; vgl. Chamissos Werke 5^3, 229 (und Palms Note). 231.

Durch Jean Pauls „Flegeljahre" angeregt gerieten nämlich die Freunde Neumann und Varnhagen im Jahre 1807 zu Halle auf den originellen Gedanken, gemeinschaftlich einen Roman zu schreiben. Wenn auch äußere Gleichmäßigkeit und mögliche Einheit festgehalten wurde, im übrigen suchte man sich nach Kräften entgegenzuarbeiten. Varnhagen schrieb das erste Kapitel, Neumann das zweite, und so ging's weiter. Mit widerstreitenden Richtungen, mit störenden Wendungen hielt man sich treulich Wort. Nach dem 10. Kapitel mußte Fouqué eingreifen, um den schier rettungslos verworrenen Knoten zu lösen, er schürzte ihn von neuem. So wuchs das Manuskript bis zu einem Bande an. Selbstparodierungen wechselten mit Travestien von Johannes von Müllers schwungvollem, knappem Stil, von Voßischen schwerfälligen, sprachverrenkenden Hexametern. Nicht nur Wilhelm Meister und der Markese traten auf, um die „Wanderjahre" vorwegzunehmen; auch Jean Paul, der später auf den Spaß gerne einging, wurde persönlich herbeibemüht. Den größten Anteil hatte Neumann. Varnhagens getragener Stil macht den Eingang schleppend; wirkliches Erzählertalent bewährte nur Fouqué; eine interessante, von vielfachen Unfällen begleitete Nachtwanderung und eine frisch hingeworfene Kriegsscene zeugen von seiner glänzenden Begabung lebendiger Situationsmalerei. Daß unter seinen Händen die würdige Gestalt des gereiften Wilhelm Meisters eine Ohrfeige sich gefallen lassen mußte, konnte Brentano ihm nicht vergeben. Bernhardi endlich bemäntelte seinen Mangel an künstlerischer Begabung, indem er ein Kapitel mit Anekdoten über und über vollstopfte, da denn mancher platte Witz unterlief. Ein Beitrag Chamissos kam zum ersten Bande zu spät. Der Plan zu den ersten Kapiteln eines zweiten Bandes wurde von Neumann, Chamisso und Fouqué gemeinsam gemacht — allein zustande kam nichts. Auch als Varnhagen im Jahre 1819 wieder in Berlin mit Neumann zusammentraf, dachten sie an eine Fortsetzung, die zeitgemäßen Spitzen gegen Jahn, Steffens, Adam Müller und selbst gegen den einstigen Mitarbeiter Fouqué gerichtet hätte: doch jetzt fehlte vollends der jugendfrische Eifer. — Der erste Band wurde wenig bekannt. Wilhelm Schlegel dankte mit gnädigem Kopfnicken für die Übersendung; er versah sich böse, indem er das Ganze für das Werk Varnhagens hielt. Die Stilunterschiede fühlte er nicht durch. Immerhin machte er das Buch dem Kreise der Frau v. Staël zugänglich. Scharf urteilte Brentano; er nannte die Verfasser langweilige Gimpel, die niemand amüsierten.

Chamisso ist auch bei einem späteren ähnlichen Plane nicht zu Worte

231f. 243. 245. 254. 256; Fouqués „Lebensgeschichte" (Halle 1840) S. 278, dann Brentano an Görres (Görresbriefe 8, 83f.). — Ein Neudruck unter dem Titel „Die Versuche und Hindernisse. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit" in W. Neumanns „Schriften" (Leipzig 1835) 2, 245. Daß auch die Familie des Komponisten Reichardt böse mitgenommen wurde, meldet Wilhelm Grimm seinem Bruder Jakob (Jugendbriefe S. 177).

gekommen. Als E. T. A Hoffmann nach seiner Übersiedelung von Leipzig nach Berlin durch Hitzig mit Contessa und mit dem von ihm hochgeschätzten Verfasser des „Schlemihl" bekannt wurde, verabredeten die Freunde ein Pendant zu den „Versuchen und Hindernissen Karls". Gleich über den ersten Ansätzen zerschlug sich die Sache; Chamissos Aufbruch zur Weltumseglung machte den Plan unausführbar. Hoffmann verwertete seine Ideen zu den schwächlichen „Doppeltgängern", Contessa die seinen zu dem „Bilde der Mutter".*) —

Der Kreis, dem zuliebe Chamisso sich wieder nach Berlin versetzt hatte, zerfiel allmählich. Varnhagen ging nach Tübingen und wanderte von da nach Österreich, wo er durch seinen Anteil an der Schlacht von Wagram in den kaiserlichen Dienst kam. Hitzig, der allzeit treue, blieb Chamissos einzige Stütze; er gab ihm sogar Wohnung und Unterkunft. Um so erlösender wirkte daher ein unvorhergesehener Ruf aus Frankreich. Chamisso sollte eine Professur am Lycée zu Napoleonville antreten. Chamisso war froh abzukommen; ohne lange zu fragen, eilte er nach Paris, wo ihm freilich der trostlose Bescheid ward, an dem Lycée sei kein Platz vakant.

Dennoch blieb der neue Aufenthalt in Frankreich (er umfaßt die Jahre 1810—1812) nicht ohne Gewinn. Chamisso wollte zunächst nur bleiben, um seine Rechte auf die Stelle zu Napoleonville zu behaupten. Bald indessen knüpften sich Beziehungen an, die ihn ganz von seiner Absicht abbrachten. Zwar der Verkehr mit Varnhagen, den er zu seiner großen Verwunderung in Paris antraf, förderte ihn wenig. Varnhagen war als Adjutant des Grafen Bentheim eingetroffen, den Kaiser Franz als außerordentlichen Gesandten zu seiner Tochter Maria Luise geschickt hatte. In seiner neuen Stellung endlich im langersehnten Verkehr mit den besten Kreisen, befand sich der neugebackene Offizier sehr wohl und verleitete Chamisso zu lustigen Studentenstreichen, an denen auch ein anderer alter Freund vom Nordsternbunde Anteil nahm, Koreff nämlich.**) Durch Vermittlung seines alten Lehrers und Freundes Erman lernte er Alexander von Humboldt kennen, dessen rastloser Fleiß für ihn ein gutes Muster abgab. Uhland und Varnhagens Freund Immanuel Bekker, der Lieblingsschüler Friedrich August Wolfs, beide an der kaiserlichen Bibliothek thätig, traten ihm näher. Uhlands Poesie fand an Chamisso einen begeisterten Bewunderer; die reichen Anklänge an sie, die seine späteren Dichtungen aufweisen, sind den Pariser Anregungen entkeimt. „Indem so viele gar vortreffliche Gedichte verfertigen von der Art, wie alle sie machen und keiner sie liest, schreibt dieser welche, wie keiner sie macht

*) Vgl. E. T. A. Hoffmanns „Ausgewählte Schriften" (Stuttgart, Brodhag 1819) 11, VIIIf. Auch Fouqué soll beteiligt gewesen sein; Palm behauptet (Werke 5^3, 389) aus den im Nachlasse Chamissos vorgefundenen Bruchstücken neben der Schrift Chamissos und Contessas auch die Fouqués konstatiert zu haben.

**) Vgl. Varnhagens „Denkw." 3^3, 83. 87. 130. Chamissos „Werke" 5^3, 290.

und jeder sie liest. Er selbst ist klein, unscheinbar, dickrindig und schier klotzig." So berichtet Chamisso über Uhland nach Hause.*) Mit Helmina von Chézy, der Enkelin der Karschin, wurde alte Bekanntschaft mit vieler Freude erneuert; an ihren Dichtungen und an den Engelsköpfchen ihrer Kinder findet Chamisso ein herzliches Gefallen.**) Durch sie kam er auch dem einstigen Gönner der Berliner Musenalmanachzeit, Wilhelm Schlegel wieder nahe. Er war durch sein Zusammenleben mit Frau von Staël, die er seit 1804 begleitete, schier ganz verändert; Bonvivant und Geck affektierte er den jüngeren Dichtern, wie Uhland, gegenüber eine kühle Blasiertheit. Auch mit Chamisso kam es zu keinem tieferen Verhältnisse; Wilhelm Schlegel war von seiner eigenen Größe viel zu eingenommen, um in Chamissos schwerzugänglichen Charakter eindringen zu können. Er schmiedete ihn mit Helmina von Chézy an das Handwerkergeschäft, seine Wiener Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur ins Französische zu übertragen. Er selbst, obwohl nach Chamissos Urteil „Meister des Stils in dieser canaillösen Sprache"***), war mit dem Drucke des Buches „De l'Allemagne" von Frau von Staël, dann mit dem dritten Bande seiner Vorlesungen, endlich mit einem Bande der Shakespeareübersetzung zu sehr beschäftigt, um sich der Übertragung anzunehmen, die er den beiden aufbürdete; obendrein wollte er im Herbst nach Amerika gehen. Die Übersetzung schritt nur sehr langsam fort; Chamisso hatte wenig guten Willen dazu. Und es gereichte ihm später zu hoher Befriedigung, daß der Verleger bankrott wurde, ehe die Übersetzung fertig war. Damals berief man Chamisso, um die Arbeit rascher zu fördern, an den Hof der Frau von Staël nach Chaumont. Hier auf dem wunderherrlich am südlichen Ufer der Loire gelegenen prächtigen Schlosse verbrachte Frau von Staël die erste Phase ihrer Verbannung von Paris.†)

Man kam sich bald näher. Die „dicke, feurige Staël, leichter, froher, anmutiger Bewegung" zog Chamisso am meisten an. Neben ihr trat der „milde, fromme" Mathieu de Montmorency, die „schöne, angenehme" Récamier, der „schöne, zarte Nordländer" Bölk und „ein guter Teufel von naiven, fröhlichen, zahmen, furchtsamen, gesprächigen italienischen Künstler" in den Hintergrund. Den „klugen, zierlichen, kühlen, schwerfälligen" Schlegel übersieht Chamisso leicht. Nicht ohne Lachen denkt er an die Zeit zurück, da er und seine Genossen so unschuldig, verblüfft und schwärmerisch fromm erzitterten bis ins tiefste wonneströmende Herz, wenn

*) Werke 5^5, 291. 316 f.

**) Ebenda 5^3, 274. 283. Die letztere Stelle verletzte später Helminen, vgl. ihr Buch „Unvergessenes" 1, 335; Hauptschuld hatte allerdings ein böser Druckfehler, „lieder l i c h" für „lieder r e i c h".

***) Vgl. Werke 5^3, 277.

†) Chamissos Beziehungen zu Frau von Stael behandelte nach Fulda das Buch von Lady Blennerhassett „Frau von Stael" 3, 265 ff. 310. Fulda selbst hat keine neuen Dokumente beigebracht. Die obige Darstellung stützt sich auf das reiche Briefmaterial der Biographie. Zu dem folgenden vgl. insbes. 5^3, 288 ff.

nur des Meisters Schatten einen gestreift. „Nun schneidet mir der Mann ganz tranquile meine Feder, und am Ende, trotz seiner Zahmheit, seiner ausgezeichneten Artigkeit bin ich der, der am andern am meisten auszusetzen hat.“ Noch weniger scheint ihm der „nüchterne, häßliche, kleine, stummlaurende, witzige“ Sabran behagt zu haben. Und mit Fanny Randall, der „kugelrunden, harten, kalten Engländerin“, der „stachelschweinförmigen britannischen Feindin“ hat er im Kriege gelegen; die leidige Tabakspfeife brachte ihn mit ihr in Konflikt. Allerdings wirkte die Pfeife überhaupt auf den in den vornehmsten Formen sich bewegenden Salon der Staël nicht sehr erfreulich; zwischen den Zeilen von Chamissos Berichten an seine Freunde liest sich's leicht, wie wenig von französischer gesellschaftlicher Gewandtheit er aus den Berliner und Hamelner Wachtstuben gerettet hat. Die Rolle des ehrlichen Huronen, die eines neuen Anacharsis scheint sein Los in Chaumont, dann in Fossé bei Blois, wohin man ob plötzlicher Ankunft des Besitzers von Chaumont dekampieren mußte, später endlich in Coppet gewesen zu sein. Die Formen der Welt, in denen sich Frau von Staël bewegte, waren ihm eine fremde Sphäre. Allerdings brachte Frau von Staël ihn sich auch so nahe; sie blickte durch das formlose Äußere in die Tiefe seines Wesens, umsomehr als Chamisso doch über ein reiches Maß von französischem Esprit gebot, der ihm gelegentlich selbst über den witzigen Schlegel einigen Vorteil gab.

Chamisso selbst rechnete die Staël zu seinen Freundinnen; „sie weiß viel von meinem Leben, ich viel von dem ihrigen, und ich schätze sie“. Sie ist ihm kein gemeines Weib, sie habe Geradheit und Enthusiasmus; alle Ideen fasse sie mit dem Herzen an, sie sei leidenschaftlich und stürmisch. Gegen Fouqué nennt er sie ein merkwürdiges und seltenes Wesen. Der Ernst des Deutschen, die Glut des Südens, die Form der Franzosen sei in ihr vereint. Die ganz eigne Geometrie ihrer Lebensansichten, ihre für Rittertum und für Freiheit gleich große Begeisterung bleibt ihm nicht verborgen, und am wenigsten ihr Bedürfnis, in die Welt zurückzukehren, aus der sie Napoleons Machtwort verbannt hatte.*)

Auf eigentümliche Weise haben sich einige Dokumente ihres geistigen Verkehrs erhalten. Um auch im größeren Kreise mit jedem Gaste gleichzeitig im intimen Tête-à-tête zu sein, hatte Frau von Staël sich ausgesonnen, Fragen und Antworten auf Streifen Papier sich zukommen zu lassen. Epigrammatische Kürze war durch die Form geboten; manches scharfgeschliffene Witzwort flog hin und her. Einige Zettel dieser sogenannten petite poste sind erhalten.**)

Giebt es etwa eine bessere Charakteristik des damaligen Chamisso als folgendes schriftliches Zwiegespräch?

*) Vgl. Werke 5^3, 295. 297.

**) Ebenda 5^3, 295 f. Abgedruckt sind die Zettel: Werke 6^3, 331—338. Vgl. insbes. S. 335.

„St. Vous avez beaucoup d'esprit, et vous ne soignez pas votre accent — Vous savez toutes les langues et vous ignorez la vôtre — Vous êtes d'une jolie figure et vous vous négligez étonnamment — Enfin vous avez de l'amitié pour moi, et vous ne savez pas me sacrifier la pipe — Dites-moi donc à quoi tient cet incomplet, quand il ne tiendrait qu'à vous d'être distingué?

Ch. Que répondre? Vous vous appliquez à la flatterie, et moi, je ne sais pas même manier la louange. — Épargnez-moi, nous ne sommes pas à armes égales.

Ne rabotez pas l'écorce d'un chêne pour le polir, il mourrait — Laissez-le surtout dans la forêt, c'est là qu'il verdit!!

St. Trouvez-vous que je sois sans énergie? je ne veux pas que vous soyez dans la forêt si je n'y suis pas — je ne vous ôte pas vos feuilles mais les broussailles — Je ne vous flatte pas, je fais mieux.

Ch. Vous ne voulez pas que je sois dans la forêt, si vous n'y êtes! Vous ne voulez pas y être, dans la forêt! Que voulez-vous donc faire de moi? Que voulez-vous que je sois?

St. Ce que vous êtes, énergique dans le coeur et élégant dans les formes, ancien et moderne, sauvage et gentilhomme — enfin réunissant les contrastes, ce qui est la perfection."

Ein anderes Mal verkündet Chamisso der neuen Freundin die Lehren, die er einst von Cérés Duvernay erhalten hat:

„Liebe schwärmt auf allen Wegen,
Treue lebt für sich allein.
Liebe kommt Dir rasch entgegen;
Aufgesucht will Treue sein."

Frau von Staël geht alsbald auf seine Idee ein: „L'amour est une grande affaire," antwortete sie, „mais l'amitié est une douce chose, et il me semble que je l'ai aufgeſucht!" — „Und gefunden," giebt Chamisso zurück. Dennoch scheint Chamisso selbst gelegentlich tiefere Gefühle als die bloße Freundschaft gehegt und geäußert und sich der Schloßherrin von Coppet mit ähnlichen Absichten genähert zu haben, wie einst der Heldin seiner Jugendlyrik. Vorläufig indes entfernt er sich von Frau von Staël, um vom Oktober 1810 ab bei Prosper Barante, dem damaligen Präfekten der Vendée, sein Übersetzergeschäft zu Ende zu führen. Barante hatte sich damals schon durch sein von Frau von Staël angeregtes Buch „Tableau de la littérature française au 18e siècle" (Paris 1809) einen Namen gemacht. Frau von Staël hat das Buch mit warm empfundenen Worten angezeigt; er sollte später zum Danke ihre politische Doktrin in wirksamster Form einer neuen Generation mitteilen. Dem Gaste Chamisso erschien er jetzt als angenehmer junger Mann, leicht zu leben, sanften Charakters, sinnvoll, unterrichtet, unparteiisch, hellen Blickes. Seine

treffliche Bibliothek gewährte reiche Anregung und konnte um so besser ausgenutzt werden, als Schlegel kein Manuskript zum Übersetzen schickte. Chamisso tummelte sich denn fleißig auf dem Felde älterer französischer Litteratur. Der Schalk Rabelais lächelt immer auf seinem Tische; in alten Volksausgaben aus den Jahren 1620—1630 liest er die französischen Volksbücher Valentin et Orson, les fils Aimon, Mélusine, Huon de Bordeaux, Maugis d'Aigremont und vergleicht sie mit den ihm seit lange bekannten deutschen Fassungen. Mit Hilfe von Roqueforts „Glossaire de la langue romane" wagt er sich an Barbazans Sammlung der „Fabliaux et contes des poëtes français des XIe—XVe siècles". Sie gestalten sich ihm zu einer leichten und angenehmen Lektüre; nur die „unselige Verbosität", zu der sich die Dichter durch das leichtfließende Silbenmaß veranlaßt fühlen, ermüdet ihn. Zu einer Erkenntnis der altfranzösischen Grammatik ist Chamisso nicht gekommen; er hat weniger scharf zugesehen, als die Brüder Schlegel, welche schon einige Jahre früher weit bessere Einsicht verraten haben. Um so enthusiastischer ist sein ästhetisches Urteil; er zögert nicht, eine Stelle aus einem Mystère von Abraham und Isaak den göttlichsten Sachen der Griechen gelegentlich an die Seite zu stellen.*) Für die Poesie der Vendée bezeugt er einen gleich offenen Sinn; er freut sich der herrlichen Nächte, da der Mond so still und mild über die Heide der Vendée im leichten Nebelkleide glänzt. Daneben liest er handschriftliche Aufzeichnungen über den denkwürdigen Krieg, in dem Vendéer Bauern die talentvollsten Generäle der Republik geschlagen haben. Reine Motive, große Handlungen, große Charaktere findet er auf beiden Seiten. Die Thaten sind ihm enorm, der Sinn kindlich und ebendeshalb sympathisch.**)

Als echter Romantiker spinnt er sich immer tiefer in seine Volksstudien ein, und während er sich mehr und mehr in die Romantik seiner Umgebung einlebt, wird ihm die Schlegelübersetzung immer widerlicher, und er schlägt einen neuen Ruf nach Napoleonville aus, da er sich zu solcher Thätigkeit jetzt nicht tauglich befindet. Der Stimmungsreichtum der Tage führt ihn endlich wieder zu dichterischer Produktion; ein paar Lieder glücken ihm, wie „Blauer Himmel" und „Winter", zu denen Kerners Almanach für 1810 den äußeren Anlaß gegeben hat.

Indessen war das Buch „De l'Allemagne" verboten und vernichtet, Frau von Staël selbst binnen zweimal vierundzwanzig Stunden des Landes verwiesen worden. Zu ihr, nach Genf, zieht es ihn: er begehrt nach ihr und glaubt, sie begehre nach ihm. Im September 1811 ist er in Coppet und erfährt da wieder einmal herbe Enttäuschung. Er glaubte zu einer Herzensfreundin zu eilen, die ihn um so lieber mit offenen Armen aufnehmen würde, als sie selbst von herben Schicksalen bedrängt war. Er

*) Vgl. Werke 5^{3}, 310 ff. 333 f.
**) Ebenda 5^{3}, 312.

fand sie in enger Verbindung mit Jean de Rocca; ihre geheime Vermählung scheint auch ihm nicht bekannt geworden zu sein; um so herber traf ihn die Thatsache ihres intimen Verkehrs mit einem anderen. Er ruft ihr zu:

„J'ai vu la Grèce, et retourne en Scythie
Dans mes forêts je retourne cacher
Mes fiers dédains et ma mélancolie.
Rien désormais ne m'en peut arracher.
Adieu Corinne, adieu, c'est pour la vie
Là j'expierai l'erreur qui m'est ravie;
Ta douce voix a trop su m'allécher
Corinne, adieu; tu n'es point mon amie.
J'ai vu.

Den Freunden seine Enttäuschung mitzuteilen, war er zu stolz. Varnhagens Schwester Rosa Maria gegenüber spricht er nur von der unglücklichen kranken Frau, die mit jedem Tage verlassener wird. Hitzig allein erhält einen tieferen Einblick: „Das erste Mal, daß ich hier war, empfand sie wohl einen großen Reiz zu mir, diesmal fand ich sie in einem Verhältnis befangen, das sie ganz von mir entfernte, und ich selber trat stolz und fremd zurück.“ — Was er einst bei Cérés Duvernay erlebte, hat jetzt eine in jeder Beziehung bitterere und enttäuschendere Wiederholung gefunden.*) —

Chamisso ist damals dem Historiker und Widerparte Schlegels, Simonde de Sismondi, näher getreten. Er übersetzte ferner in Genf Guillaume Etiennes „Deux gendres“, die den 11. August 1810 mit größtem Beifalle in Paris gegeben worden waren und ihrem Verfasser den Eintritt in die Akademie eröffnet hatten. Die Bewunderung, die dem Stücke zu teil geworden war, wurde freilich stark vermindert, wo nicht ganz aufgehoben, als man nachweisen wollte, Etienne habe sein Drama lediglich aus dem eines Jesuiten von Rennes, „Conaxa“ betitelt, gestohlen; dieser wiederum hatte vor etwa hundert Jahren den Stoff einem alten Fabliau entnommen. Thatsächlich bestand Etiennes ganzer Fehler darin, seine Anleihen verschwiegen zu haben; Chamisso fand Gefallen an dem Stücke, „trotz dem wachsenden Lärm, den die Franzosen davon schlagen“, setzt er hinzu. In acht Tagen hatte er es übersetzt und wollte es sogar in Weimar oder Berlin drucken lassen. Doch die Freunde, Fouqué voran, fanden den Stoff nicht dramatisch genug und sprachen dem Verfasser die Gabe ab, das Dramatische mit den rechten Beschwörungsformeln hervorzurufen. Chamissos Übersetzung wurde nicht einmal gedruckt, von einer Aufführung war keine Rede.**)

Wichtig und entscheidend wurde für Chamisso ein Brief de la

*) Vgl. Werke 5³, 342 und Note **), 358. Betreffs Sismondi: ebenda 346 ff.
**) Ebenda 5³, 349 ff. 353 f.; insbes. S. 353.*)

Foyes. Chamisso hatte ihm von seinen damaligen englischen und französischen Sprachstudien geschrieben — Shakespeare und Calderon las er zu jener Zeit zum erstenmal im Original; de la Foye antwortet, wenn man in Coppet säße, dürfe man nicht Englisch, man müsse Botanik treiben. „Das war mir anschaulich, ich that also," erklärte Chamisso noch 1835.*) Er hat endlich seinen Lebensberuf gefunden. Mit dem ganzen Eifer, der sich in den letztvergangenen Jahren nie einstellen wollte, legt er sich auf sein neues Studium. De la Marc und Decandolle werden durchgearbeitet, große Fußtouren durch die Schweiz, „den botanischen Garten Europas", gemacht, die Kapsel auf dem Rücken, das Buch in der Tasche, den Stab in der Hand. Bald hat er hundert, dann tausend Pflanzengattungen beisammen. Nachdem Frau von Staël nicht ohne Chamissos thätige Mithilfe die gefahrvolle Flucht von Coppet nach Wien gewagt, bewegt er sich noch freier. August von Staël war sein erster Lehrer in der Botanik; noch heute bildet die Rubiaceengattung Staëlia Cham. ein lebendiges Zeugnis ihrer Beziehungen. Mit ihm, dem Zöglinge Wilhelm Schlegels, bereist er die Montblancgruppe, den großen St. Bernhard; das Wallis, der Gotthard wird besucht. Endlich wendet er sich durch das Reußthal und über den Vierwaldstättersee, über Zug und Zürich nach Schaffhausen und trifft im September 1812 wieder in Berlin ein. Die Zeit problematischer Ruhelosigkeit war vorüber. Den 17. Oktober läßt sich der Einunddreißigjährige als studiosus medicinae an der neuerrichteten, unter vorzüglichen Lehrkräften frisch aufblühenden Berliner Universität immatrikulieren, derselbe Chamisso, der eben erst die Berufung an eine Hochschule abgelehnt hatte. Unter dem alten trockenen Knape treibt er ernstlich und eifrig Anatomie, seine „trockene Lehre von den Knochen" schreckt ihn nicht, und ebensowenig der greuliche Zustand des Secierbodens. Mit richtigem Instinkte geht er spät aber gründlich durch die wahre Elementarschule des Biologen, die Anthropotomie. Bei Lichtenstein arbeitet er auf dem zoologischen Museum und hilft Fische und Krebse aufstellen; vergleichende Anatomie und Physiologie kann er bei Rudolphi gehört haben. Sein besonderes Interesse wendet sich der Mineralogie zu; sein alter Freund und einstiger Lehrer Erman dociert ihm Elektrizität und Magnetismus.

IV. „Peter Schlemihl."

Mitten in den Aufschwung, den Chamissos Existenz durch den neuen Beruf fand, fiel ein Ereignis, das beinahe alles wieder in Frage gestellt hätte: das Jahr 1813 und der Befreiungskrieg gegen Napoleon.

*) Werke 6^3, 243

Professor Lichtenstein, sein thatkräftigster Gönner, besorgte ihm ein Asyl in Cunersdorf, auf dem Landgute der Itzenplitzschen Familie. Hier konnte er in voller Ruhe seinen Studien leben; seine neue Laufbahn war gerettet. Merkwürdigerweise hat Chamisso, der in der Botanik so ganz aufging, daß er gern alles Dichten abschwört, gerade die inneren und äußeren Wandlungen dieser Zeit in dichterischer Form zum Ausdruck gebracht; sein „Peter Schlemihl“ hat nur deshalb eine im Verhältnis zu Umfang und Form ungeheure Wirkung erzielt, weil er, im besten Sinne Gelegenheitsdichtung, bis ins letzte Produkt der Erlebnisse war, die Chamisso kurz vor seiner Abfassung durchzumachen hatte.

Während er mit dem Cunersdorfer Gärtner botanisiert, seine Kataloge vergleicht, die französischen Aufsätze der jungen Itzenplitz ausbessert, diese auch gelegentlich in der Botanik unterweist, sendet er plötzlich im Sommer 1813 an den Freund Hitzig ein Heftchen Manuskript und begleitet es mit den Worten: „Du hast wohl nichts weniger von mir erwartet, als ein Buch! Lies das Deiner Frau vor, heute abend, wenn Du Zeit hast; wenn sie neugierig wird zu erfahren, wie es Schlemihl weiter ergangen und besonders, wer der Mann im grauen Kleide war, so schick mir gleich morgen das Heft wieder, auf daß ich daran schreibe, — wo nicht, so weiß ich schon, was die Glocke geschlagen hat.“*) Bis zum Anfang des dritten Kapitels war das Werkchen damals gediehen; Hitzig dürfte ermutigend geantwortet haben. Wochenlang kritzelt Chamisso jetzt an seinem Schlagschatten und lacht, und fürchtet sich manchmal darüber, so wie er daran schreibt. Das vierte Kapitel macht ihm besondere Schwierigkeit, und er ist froh, nach langem Kauen an einem Tage, aus einem Stücke, wie eine Offenbarung sich's aus der Seele schneiden zu können. Das Prosaschreiben wird ihm ungeheuer sauer, und sein Brouillon sieht toller aus als alle Verse, die er je gemacht. Das Ganze ist im Jahre 1813 noch zu Ende geführt worden; die Vorrede an Hitzig ist vom 27. September datiert.

In einem Augenblicke tiefster Verstimmung über seine Mittellosigkeit, gedrückt von Demütigungen, die er seiner Armut dankt, verkauft Schlemihl seinen Schatten, um in den Besitz von Fortunats Säckel zu gelangen. Wie thöricht sein Tausch ist, kommt ihm alsbald zum Bewußtsein. Seinen neuen Reichtum kann er nicht genießen, denn die Schattenlosigkeit verbannt ihn aus der Gesellschaft der Menschen. Den geheimnisvollen grauen Mann, der ihm den Schatten abgekauft hat, fleht er umsonst an, den Pakt rückgängig zu machen. Um alles Glück der Welt betrogen, beraubt eines herrlichen Mädchens, das er sich zur Braut erkoren, ist er nahe dran, seine Seele dem Grauen zu verschreiben, um den Schatten zurückzubekommen. Im letzten Augenblicke entlarvt er den Grauen; es ist der Teufel. Schlemihl weist ihn zurück; der Graue verschwindet,

*) Werke 5^3, 379 f.; vgl. S. 383.

Schlemihl wirft den Säckel in eine tiefe Bergschlucht. Arm und mittellos erwirbt er durch Zufall Siebenmeilenstiefel. Sie gestatten ihm die Welt zu durchwandern, und das Studium der Natur entschädigt ihn für sein verlorenes Lebensglück.

Eine einfachere, schlichtere Handlung wäre kaum zu erdenken, und doch hat gerade dieses Märchen Chamisso einen Erfolg eingetragen, der in der Weltlitteratur nicht viele seinesgleichen hat. Dieser seltene Erfolg findet seine Begründung in der glücklichen Vereinigung dreier Momente: Chamisso hat einen echten Märchenstoff und einen echten Märchenton gefunden; er hat ferner die ganze Dichtung durch Verwertung zahlreicher erlebter Motive in hohem Grade lebenswahr geschaffen; er hat endlich dem Ganzen einen ethischen Gehalt verliehen, der dem Leser nicht ein scharfformuliertes moralisches Postulat aufdrängt, ihn vielmehr tiefe Blicke in die menschliche Seele thun läßt.

Chamisso verwertet im „Schlemihl" zwei stoffliche Motive, an die er bereits in seinen jugendlichen Versuchen sich gewagt hat. Mit dem „Faust" vom Jahre 1803 teilt der „Schlemihl" den Pakt mit dem Teufel. Die bittere Enttäuschung zu schildern, die den lockenden Versprechungen des bösen Geistes folgt, brauchte Chamisso nur die Stimmung in sich zu erwecken, aus der heraus er jene ältere Faustscene geschrieben hatte. Noch näher kommt das Volksbuch von Fortunat; Chamisso hat den Glückssäckel diesem abgethanen Plane entnommen, mit dem Säckel tritt aber auch die Idee des Volksbuches in das Märchen von Peter Schlemihl ein. Beidemal bestraft sich die thörichte Wahl bitter; der Reichtum bringt seinem Besitzer schweren Schaden. Nur hat diesmal Chamisso einen außerordentlich glücklichen Griff gethan, um die traurigen Folgen der fatalen Wahl zu demonstrieren. Ich zweifle sehr, ob ihm gelungen wäre, im „Fortunat" den Untergang des Helden als unbedingt notwendig zu erweisen; was dort in einem mehraktigen Drama sorgsamste Motivierung kaum zu Wege gebracht hätte, erreicht Chamisso jetzt auf einen Schlag. Der schattenlose Schlemihl muß unglücklich werden; das ist dem Leser sofort klar. Das Motiv vom verlorenen Schatten, an sich ein ausgezeichnetes Märchenthema, erlaubt den Beweis mit einer Prägnanz zu führen, die im „Fortunat" nie möglich gewesen wäre.

Das Motiv vom verlorenen Schatten ist nach Chamissos eigenem Berichte an Trinius (11. April 1829) durch einen Reisevorfall ihm nahegebracht worden *) Er hatte einmal Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch und alles bewegliche Gut verloren. Da malte man sich denn ein solches Unglück weiter aus. Von einer anderen Veranlassung berichtet Chamissos Freund Rauschenbusch;**) er will durch Chamisso oder Fouqué von einem Spaziergange in Nennhausen gehört haben. Die

*) Werke 6^3, 117.
**) Fulda S. 130.

Sonne warf lange Schatten, so daß der kleine Fouqué seinem Schatten nach so groß aussah, wie der hochgewachsene Chamisso: „Sieh, Fouqué," sagte da Chamisso, „wenn ich dir nun deinen Schatten aufrollte und du ohne Schatten neben mir wandern müßtest?" Fouqué fand die Frage abscheulich und reizte dadurch Chamisso, die Schattenlosigkeit neckisch auszubeuten. Mag die eine oder die andere Version richtig sein, oder vielleicht auch beide, sicherlich war Chamisso genugsam Romantiker und hatte sich so gern in der Märchenlitteratur herumgetrieben, daß er von den Schattensagen Kunde hatte. Spielt ja selbst in dem von ihm so hochgehaltenen „Märchen" Goethes der Riesenschatten eine Rolle. Die Idee des Schattenaberglaubens ist in kurzem folgende: Der Teufel wird als gewaltiger Riese gedacht, der seinen Zoll und Zehnten nimmt Bald eignet er sich den ersten zu, der über die Brücke geht, bald den letzten. So ließ er von der Glückscheibe alle Jahre den letzten Schüler hinabfallen und nahm ihn für sich. Nach einer spanischen Sage, die auch Körner in seiner Romanze „Der Teufel von Salamanca" verwertet hat, unterhielt er in Salamanca sieben Schüler; hatten sie ausgelernt, so zahlte der letzte das Gelag mit seiner Seele. Da zeigte denn einmal der Letzte bei der Entlassung auf seinen Schatten und rief: „Der ist der Letzte." Der Teufel nahm den Schatten, der entschlüpfende Lehrling blieb sein Leben lang schattenlos. Die weitverbreitete Sage betont die traurigen Folgen des Schattenverlustes mehr oder minder stark; der vom Teufel Gezeichnete sieht sich von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen. So freut sich denn auch der Aberglaube eines gesunden und kräftigen Schattens und will zwischen ihm und einem schwächeren, blassen, unterscheiden. Auch diese Seite des Aberglaubens hat sich Chamisso nicht entgehen lassen. In Solothurn etwa galt die mehr oder minder starke Färbung als Gesundheitskriterium.*)

Durch das echt volkstümliche Schattenmotiv rückte Chamissos Märchen sofort in eine Atmosphäre, in der verkünstelte Produkte in der Art von „Adelberts Fabel" nicht existieren können. Die außerordentliche Menge von Märchen, die er gelesen hat, vor allem aber die tiefen Blicke, die er in den Vendée in die Dichtung des Volkes that, haben ihn zum echten Märchenerzähler gemacht. Von dem romantischen Märchenton eines Novalis ist nichts mehr zu verspüren; auch mit Goethes Märchen hat sein jetziger Versuch wenig gemein. Schwer zugängliche, schwer verständliche philosophische Gedanken machen „Adelberts Fabel" unpopulär; jetzt sagt er aller Philosophie Valet. Ja er protestiert ausdrücklich gegen philosophische Spekulation. Knabenhafte metaphysische Versuche, wie sein Faust, sind von ihm nicht mehr zu erwarten. Nur sehr diskret regt sich roman-

*) Über den Schattenglauben und Schattenaberglauben vgl. J. Grimms „Deutsche Mythologie" S. 855 und Note 202; Müllenhoff „Schleswig-holsteinische Sagen" S. 554; Rochholz in Bartschs „Germania" 5, 69. 175 insb. 198. — Körners Gedicht: Deutsche National-Litteratur Bd. 152, S. 200.

tische Ironie, selten zerstört er die Illusion. Nur einmal fällt Schlemihl absichtlich aus dem Kostüme und spricht von der litterarischen Straßenjugend, die sofort anfängt, ihn zu rezensieren und mit Kot zu bewerfen. In dieser späten Antikritik der Rezensionen des Musenalmanachs gönnt er sich noch einmal eine Art litterarischer Invektive, die der Romantik lieb war. Eine Zerstörung der Illusion kann ich es nicht nennen, wenn Chamisso einmal sich selbst einführt; er sitzt am Schreibtische zwischen einem Skelett und einem Bunde getrockneter Pflanzen. Haller, Humboldt, Linné, ein Band Goethe und der von ihm weit überschätzte „Zauberring" seines Freundes Fouqué liegen um ihn her. Chamisso durfte sich das erlauben; die ganze Erzählung ist als Brief Schlemihls an seinen Freund Chamisso gedacht; wie sollte dabei verwehrt sein, den Adressaten ein oder das andere Mal zu erwähnen?*)

Um den volkstümlich märchenhaften Charakter festzuhalten, fügt Chamisso dem Schattenmotiv eine Menge von Zügen bei, die er dem Märchenglauben des Volkes entnimmt. Die Siebenmeilenstiefel leiht ihm Tiecks Märchen im „Phantasus". Durch diese Erneuerung Tiecks war damals auch in weiteren Kreisen Interesse für Leben und Thaten des kleinen Thomas, genannt Däumchen erweckt worden; Chamisso nennt ausdrücklich, pedantische Citierwut köstlich ironisierend, seine Quelle: „Tieckius de rebus gestis Pollicilli." Auch die Alraunwurzel, die Arnim in der Novelle „Isabella von Ägypten" eben erst dichterisch verwertet hatte, das Galgenmännlein, dem Fouqué eine Erzählung gewidmet hatte, die Springwurzel, alle diese romantischen Wundermittelchen konnten den Märchenton nur erhöhen. Zu gleichem Zwecke muß ihm Grimmelshausens simplicianische Erzählung das wunderbare, unsichtbar machende Vogelnest abtreten.**) Einen anderen volkstümlichen Zug dankt Chamisso der Anregung des Vielschreibers Lafontaine. Er blätterte einmal mit Fouqué in einem Buche Lafontaines, wo ein sehr gefälliger Mann in einer Gesellschaft allerlei aus der Tasche zog, was eben gefordert wurde. Chamisso warf beiläufig hin: „Wenn man dem Kerl ein gut Wort gebe, zöge er noch Pferd und Wagen aus der Tasche."***) Der Einfall verfestigte sich zu einer Scene seines Märchens, in der das Problem von dem Grauen durchgeführt wird.

Der ganze Apparat volkstümlich märchenhafter Züge wurde von Chamisso in eine Erzählung verpflanzt, die in der Gegenwart spielt. Mehr als das! Im schärfsten Gegensatz zu den verschwimmenden Tinten von Goethes „Märchen" oder von „Adelberts Fabel" schreibt Chamisso seinen „Schlemihl" mit einer Realistik, die bis ins letzte Detail sich erstreckt. Die Erzählung setzt in Hamburg ein; Straßen Hamburgs werden genannt die Schlemihl durchschreitet. Unverkennbare Anspielungen auf

*) Das Motiv wurde später umgestaltet und vertieft im Gedichte „Die Erscheinung".
**) Vgl. Deutsche National-Littertur 35, 139 ff.
***) Vgl. Werke 6³, 118.

Friedrich Wilhelm III. läßt er sich nicht entgehen. Einmal wird auch der Berliner Universität gedacht, deren Gründung fünf Jahre vor die Konzeption des „Schlemihl" fällt. Diese Beziehungen auf die thatsächlichste, gegenwärtigste Wirklichkeit fallen überdies gar nicht aus dem Tone des ganzen Buchs, sie sind durchaus nicht zu bloßer Kontrastwirkung eingestreut. Im Gegenteil! Das ganze Märchen ist ja ein Bericht Schlemihls an seinen Freund. Die Einleitung berichtet, Schlemihl habe das Heft in Chamissos Abwesenheit bei dem Freunde abgegeben. Und wirklich atmet dieses Ich-Märchen eine Naturwahrheit, die nicht nur deutscher Märchentechnik, auch überhaupt deutscher Erzählungskunst damals nicht nahe lag. Solche Detailmalerei, die den einfachsten, schlichtesten Vorfall bis in seine letzten Züge ausmalt, die nicht über die kleinen und kleinsten Geschehnisse des Lebens weghuscht, solche schmucklose Wiedergabe der Wirklichkeit war damals in Deutschland nicht oft zu finden. Goethe im „Wilhelm Meister" hat sie zum erstenmale in einer größeren Komposition angewendet. Kleists Novellen haben grade in ihrem herben Realismus dem epischen Berichte neue Formen gegeben. Auch Kleist erzählt höchst gegenständlich, erspart dem Leser nicht eine Menge von Einzelheiten; zufällige Nebenumstände berichtet er ebenso wie Chamisso. Beide dürften französische Muster vor Augen gehabt haben. Diderot, der dem Stoffgebiete der Tragödie die bürgerliche Welt zufügte, scheute auch in der Erzählung nicht davor zurück, mit gesundem Realismus die Geschehnisse des täglichen Lebens schlicht bürgerlicher Kreise auszumalen. In gleicher Weise hebt auch Chamisso seinen Helden nicht in eine Sphäre, die ihm selbst fremd ist, und kann ihm deshalb jeden Schritt nachthun, jede Empfindung nachfühlen. Mit welcher Naturtreue ist die erste Wirkung des neuen Besitzes geschildert! Schlemihl, obgleich der traurigen Folgen seines Tausches schon halb und halb bewußt, kann sich nicht enthalten, Gold auf Gold seinem Beutel zu entnehmen, bis er sich buchstäblich in Golde wälzt. Die Nacht findet ihn auf dem Golde liegend. Er schläft ein. Chamisso berichtet alle diese Züge; er scheut sich nicht, die Sympathie des Lesers durch das Bekenntnis seinem Schlemihl zu rauben. Die geheimsten Seelenschwächen des Helden dem Leser unverhüllt zu zeigen, kann Chamisso auch von französischen Mustern gelernt haben. Die unsterbliche Novelle des Abbé Prévost, „Manon Lescaut", gilt in Frankreich als einer der ersten Versuche, menschlich fehlende Menschen ohne alle konventionelle Idealisierung zu schildern, schrankenlos alle Abwege einzugestehen, die von den handelnden Personen begangen werden. Bei Prévost und bei Chamisso hören wir überdies solche Konfessionen in gleicher Weise aus dem Munde des Schuldigen selbst. Chamisso geht konsequent in seinem Realismus weiter; als echter Realist erspart er dem Leser nicht einen längeren Bericht über die weiteren Schicksale des Goldes, das Schlemihl auf dem Boden verstreut hat. Schlemihl erwacht am folgenden Morgen; er weiß nicht, was er mit dem Gelde an-

fangen soll. Der Beutel nimmt es nicht wieder auf. Keines der Fenster öffnet sich über die See. Er muß es letztlich mit saurem Schweiß in einen Schrank schleppen, um es in ihm zu verpacken. Wie viele Märchendichter wären über dieses Gold hinweggegangen! Freilich gewinnt Schlemihl zugleich unsere Sympathie wieder, wenn wir ihm den Ekel nachfühlen, den dieses Gold und die Erinnerung an den letzten Abend in ihm erregt.

Und diesen Realismus hat Chamisso in ein Märchen verpflanzt, in dem auf Schritt und Tritt Erscheinungen des Volksaberglaubens entgegentreten. Ähnliches hat vor ihm kein anderer deutscher Dichter gewagt. Freilich läßt auch Arnim in seiner Erzählung „Isabelle von Ägypten" von 1811 neben Kaiser Karl V. einen Apparat von Zauberwesen, Alraunchen, Golems, kurz Nachtspuck aller Art auftreten. Doch gießt er über das Ganze weit reichere romantische Farben aus; während bei Chamisso alles klar, schlicht, einfach ist, gönnt er sich ein mystisches Halbdunkel. Er macht erst Stimmung für seine Geister; nicht am hellichten Tage, sondern in finsterer Mitternacht begegnet der Leser zum erstenmale den Zaubererscheinungen. Letztlich bleibt noch der große Unterschied der gewählten Zeiten. Der Epoche Karls V. traut auch der moderne Mensch manches zu, das ihn in der Gegenwart sonderbar berührt. Noch weniger lassen sich die anderen Romantiker zum Vergleiche heranziehen. Fouqués „Undine" bewegt sich in einer konventionellen Ritterzeit, welche die unbescheidnen Ansprüche an die Phantasie des Lesers verzeihlich macht. Sein „Galgenmännlein", im Stoffgerippe ein unverkennbares Pendant zum „Schlemihl", entbehrt gerade alle die Züge, die dem Märchen Chamissos seinen eigentümlichen Reiz geben. Auch im „Galgenmännlein" wagt Fouqué sich nicht in die Gegenwart, er zeichnet vor allem weit weniger realistisch als Chamisso. Der Held des „Galgenmännleins" verschwindet hinter einem mit Fouquéscher Phantasie ausgemalten Märchenapparat. Nur E. T. A. Hoffmann ist mit Chamisso in Wettkampf getreten. Auch er bewegt sich mit einer intensiven Vergegenwärtigung des Details in seinem Zeitalter und wagt daneben noch eine weit kühnere Phantastik. Doch bedient er sich eines Kunstgriffes, von dem Chamisso keine Verwendung gemacht hat. Zwar schildert er mit vielleicht noch größerer Plastik, zeichnet noch schärfer umrissene Figuren und malt die einzelne Situation noch gegenständlicher aus, als Chamisso, dem im höchsten Sinne nicht gegeben war, für das Auge zu dichten.*) Wenn indes das Wunderbare in seine Erzählungen eintritt, bleibt der Leser im Unklaren, ob nicht bloß eine Halluncination der handelnden Persönlichkeit, eine Wirkung ihrer gesteigerten Phantasiethätigkeit vorliegt, bis

*) Über die oben angedeuteten Eigenheiten von Hoffmanns Erzählungsart handelt ausführlich und feinsinnig G. Ellinger in Franzos' „Deutscher Dichtung". 1890. 7, 242. 287 insbes. 241 b.

die Atmosphäre des Wunderbaren alles Auffallende, Unnatürliche verloren hat.

Chamisso hingegen dankt, wie mir scheint, die Glaubwürdigkeit seiner Märchenzüge lediglich seinen realistisch eindringlichen Motivierungen. Wer mit solcher Sorgsamkeit alle Schritte seines Helden vorbereitet und alle Folgen dieser Schritte bis in ihre letzten Verzweigungen aufzeichnet, dem glauben wir auch, wenn er uns ins Gebiet des Übersinnlichen hinüberführt. Man nehme nur den einen Fall. Als Schlemihl den Glückssäckel weggeworfen hat, beschließt er, um sein Leben zu fristen, in einem Bergwerk Dienste zu nehmen. Ausdrücklich erinnert Chamisso, daß Schlemihl wenig Geld bei sich gehabt, daß er nicht in seine Wohnung habe zurückkehren wollen, um seiner Schattenlosigkeit wegen nicht verlacht zu werden. Ausdrücklich wird betont, daß die Stiefeln, deren er als reicher Mann sich bedient hat, für den Fußwanderer nicht lange vorhalten konnten. Er spricht in einem Flecken vor, wo gerade Kirmes ist. Lange wählt er, muß auf ein Paar neue Stiefel Verzicht leisten, da ihm sein geringer Barschatz Bedenken auflegt, und wählt endlich ein Paar alte. In Gedanken versunken geht er weg und bemerkt erst nach geraumer Zeit, daß er in ganz fremde Regionen gekommen ist. Er entdeckt mit freudigem Staunen, daß er in den alten gebrauchten Schuhen Siebenmeilenstiefel gekauft hat. Der Fall ist typisch für Chamissos Motivierungsweise; in schlichtester Form werden die einzelnen Thatsachen scheinbar absichtslos vorgeführt, und doch klappt schließlich alles so gut, daß der Eintritt des Wunderbaren als notwendige Konsequenz erscheint. Chamisso macht nicht Stimmung, um das Übersinnliche begreiflich zu machen. Die einzelnen Geschehnisse schließen sich in so mathematischer Folgerichtigkeit an einander, das Wunderbare greift in diesem Kausalnexus der Thatsachen so unauffällig ein, ist in jedem einzelnen Falle so gut vorbereitet, daß man es schließlich gern in Treu und Glauben aufnimmt.

Diese sorgsame Motivierung zeigt sich im ganzen Ausbau. An und für sich hätte gerade die Märchentechnik eine freiere Führung der Handlung gestattet; Chamisso verzichtet auf diesen Vorteil und motiviert jeden Schritt, den sein Held thut, mit einer Strenge, die wiederum nur in den Novellen Kleists, im „Kohlhaas" insbesondere, ihr Gegenbild findet. Giebt man die erste Prämisse der ganzen Entwicklung Schlemihls zu, den Tausch mit dem Grauen, so verläuft das Weitere mit einer lückenlosen Kontinuität, die von Zufall nichts weiß. Lange vorher sind oft kleine Geschehnisse vorbereitet. Und wie besorgt Chamisso um eine vorwurfslose Motivierung ist, erhellt unwiderleglich aus der einzigen Stelle, an der er sich eine Art deus ex machina gestattet.

Wir stehen unmittelbar vor der Verbindung von Schlemihls einstiger Braut mit seinem verhaßten Nebenbuhler. Ein Federzug, und Schlemihl hat seinen Schatten wieder und gewinnt mit ihm seine Mina zurück. Er leidet fürchterlich; noch mehr drängt ihn zum Entschlusse der Aus-

druck tiefen Seelenwehs im Gesichte Minas. Und dieses Seelenweh hat er verschuldet. Chamisso hätte jenen Konflikt, von dessen Entscheidung die ganze weitere Geschichte abhängt, nicht vermeiden können, ohne dem Leser eine Menge offner Fragen zu lassen. Thatsächlich umgeht er seine Lösung durch eine Ohnmacht, in die Schlemihl plötzlich verfällt. Der Wille erliegt der Natur: „Auch hier trat," läßt Chamisso den Erzähler Schlemihl bemerken, „wie so oft schon in meinem Leben, und wie überhaupt so oft in der Weltgeschichte, ein Ereignis an die Stelle einer That." Doch Chamisso begnügt sich nicht mit dieser Maxime, um über die schwierige Stelle hinwegzukommen, die den ganzen Aufbau gefährdet. Die Ohnmacht ist von langer Hand sorgsam vorbereitet. Schlemihl ist physisch aufs höchste erschöpft; ungewohntes Darben während der letzten Tage hat seine Kräfte geschwächt. Die Nähe des Grauen, der Gedanke, ihm noch rettungsloser verfallen zu müssen, wirkt zerstörend auf ihn ein. Wir begreifen, daß im Augenblicke der höchsten Spannung sein Bewußtsein zusammenbricht.

Hätte Chamisso weniger realistisch gezeichnet, er hätte nicht so streng motivieren können. Nur der Realist kümmert sich gleich eindringlich um die psychologische Motivierung. Tiefeindringende psychologische Motivierung indes ist nur möglich, wenn Erlebtes und Geschautes geschildert wird. Des Erlebten und Geschauten bietet das Märchen die Fülle. Schlemihl vor allem ist Chamisso selbst.

„Was das Wort Schlemihl bedeutet,
Wissen wir. Hat doch Chamisso
Ihm das Bürgerrecht in Deutschland
Längst verschafft, dem Worte nämlich.

Aber unbekannt geblieben
Wie des heil'gen Niles Quellen
Ist sein Ursprung; hab' darüber
Nachgegrübelt manche Nacht."

So singt Heine im drittem Buche des „Romancero" im vierten Gedichte von „Jehuda ben Halevy".*) Er berichtet weiter, daß er beim Dekane der Schlemihle, bei Chamisso selbst, Auskunft gesucht. Chamisso verwies ihn an Hitzig, der ihm den Familiennamen seines schattenlosen Peters einst verraten. Hitzig selbst habe berichtet:

„In der Bibel ist zu lesen,
Als zur Zeit der Wüstenwandrung
Israel sich oft erlustigt
Mit den Töchtern Kanaans,

*) Heines „Sämtliche Werke", herausg. von D. E. Elster 1, 460 ff.

Da geschah es, daß der Pinhas
Sahe, wie der edle Simri
Buhlschaft trieb mit einem Weibsbild
Aus dem Stamm der Kananiter.

Und alsbald ergriff er zornig
Seinen Speer und hat den Simri
Auf der Stelle totgestochen —
Also heißt es in der Bibel.

Aber mündlich überliefert
Hat im Volke sich die Sage,
Daß es nicht der Simri war,
Den des Pinhas Speer getroffen,

Sondern, daß der Blinderzürnte,
Statt des Sünders, unversehens
Einen ganz Unschuld'gen traf,
Den Schlemihl ben Zuri Schadday."

Etwas anders, doch im wesentlichen übereinstimmend berichtet Chamisso am 17. März 1821 seinem Bruder Hippolyt: „Schlemihl oder besser Schlemiel ist ein hebräischer Name und bedeutet Gottlieb, Theophil oder aimé de dieu. Dies ist in der gewöhnlichen Sprache der Juden die Benennung von ungeschickten und unglücklichen Leuten, denen nichts in der Welt gelingt. Ein Schlemihl bricht sich den Finger in der Westentasche ab, er fällt auf den Rücken und bricht sich das Nasenbein, er kommt immer zur Unzeit. Schlemihl, dessen Name sprichwörtlich geworden, ist eine Person, von der der Talmud folgende Geschichte erzählt: Er hatte Umgang mit der Frau eines Rabbi, läßt sich dabei ertappen und wird getötet. Die Erläuterung stellt das Unglück dieses Schlemihl ins Licht, der so teuer das, was jedem Anderen hingeht, bezahlen muß."*) Vielleicht steht Schlemihl-Theophil mit dem Theophilus der Marienlegende in Zusammenhang, den man gern als Vorläufer des Dr. Faust ansieht. Sicher ist Schlemihls charakteristischestes Merkmal, Pechvogel zu sein. Er gehört in eine Gruppe mit Uhlands „Unstern". Chamisso selbst hat noch im Jahre 1828 Schlemihlsche Züge im Gedichte „Pech" verwertet; das gleichzeitige Gedicht „Geduld" zieht im gleichen Sinne die Tieckſche Gestalt des Kaisers Abraham Tonelli heran, der gern weidlich losknallte, und bei dem's nur am Zielen lag, daß er nichts getroffen.

Der Pechvogel des „Märchens" ist niemand andres als Chamisso, der „Dekan der Schlemihle". Auch wenn er nicht schon während der Arbeit erklärt hätte, er stecke seinem Helden im Leibe, wenn er sich nicht immer später mit seinem Schlemihl identifiziert hätte, die Fülle der

*) Fulda S. 132. Den Theophilus der Sage zieht heran Koch 1, 42. 2, 275.

äußeren Züge, in denen Autor und Held zusammenstimmen, bewieſe die Perſonengleichheit. Die Tabakpfeife iſt beiden Seelentroſt, und Chamiſſos Lieblingstracht, die polniſche verſchnürte Kurtka, ziert auch Schlemihl ſolange, bis ſie, wie bei dem Dichter ſelbſt, alt, ſchäbig und abgeriſſen ausſieht. Unvergeſſen bleibt die Botaniſiertrommel. Schlemihls treuer Diener Bendel führt den Namen von Chamiſſos Offizierburſchen. Ein Pudel Figaro begleitete ihn auf ſeinem Ausmarſche von Berlin. Kleine Schwächen teilen Chamiſſo und ſein Peter. Schlemihl freut ſich gelegentlich, für den Fürſten des Landes gehalten zu werden; auch Chamiſſo fühlte ſich ſpäter einmal geſchmeichlt, für den berühmten Reiſenden Mungo Park zu gelten.*) Tiefer noch ſind die innerlichen Zuſammenhänge. Ziel- und zwecklos hatten Chamiſſo und Schlemihl ihre Tage hingebracht; ſie retten ſich beide in die Naturwiſſenſchaft, in die Botanik und verzichten auf alle ſpekulative Philoſophie. Zwar für Geld hätte Chamiſſo ſich nie verkauft. Die Hand jener reichen Franzöſin, die ihm von ſeinen Geſchwiſtern geradezu aufgedrängt worden war, hat er, ohne eine Minute zu zögern, ausgeſchlagen. Daß er in eine an Verzweiflung grenzende Lage gekommen iſt, daß er wie Schlemihl aus den Kreiſen ſich zurückziehen mußte, in die er durch ſeine Abkunft verſetzt war, daß er ſeine Exiſtenz von dem breiten Boden, auf den ſie bei Frau von Staël geſtellt war, auf einen kleinen Kreis engbefreundeter Genoſſen verpflanzen mußte, war für Chamiſſo Folge der Verhältniſſe, unter denen er aufgewachſen war, Folge des eigentümlichen Lebensweges, den er bis dahin genommen hatte. Wie Schlemihl die Gefühle durchlebt und nach den Erfahrungen handelt, die Chamiſſo zuteil geworden ſind, ſo ſind auch die Charaktere, mit denen der ſchattenloſe Peter zuſammentrifft und die auf ſeine Exiſtenz einen entſcheidenden Einfluß nehmen, nach Vorbildern gezeichnet, die in Chamiſſos Leben eine entſcheidende Rolle ſpielen. Dem vieltreuen Hitzig iſt in Bendel ein ſchönes Denkmal warmer Dankbarkeit gewidmet.**) Chamiſſo kannte die Bedeutung eines echten Freundes, der in ſchrankenloſer Hingebung dem Genoſſen alles abnimmt, was ſeinem Naturell nicht homogen iſt. In Schlemihl und in Chamiſſo ſind die weltläufig praktiſchen Seiten des Menſchen wenig ausgebildet. Sie bedürfen beide eines zweiten Ichs, das ihnen erſetzt, was die Natur ihnen verſagt hat. Wie Bendel ſeinen

*) Vgl. Werke 6¹, 5. Koch 3, 17.

**) Die Zuſammenſtellung von Bendel und Hitzig führt Fr. Chabozy in ſeiner Jenenſer Diſſertation durch. „Über das Jugendleben A.'s v. Chamiſſo zur Beurteilung ſeiner Dichtung Peter Schlemihl" (München 1879) S. 24. Dagegen muß ich vielem widerſprechen, was er als Parallele von Fanny-Mina und Cérès Duvernay vorbringt. Wenn er aber zu einer Parallele Raskal und Montcarel meiterſchreitet, kann ich ihm ſchon gar nicht mehr folgen; ſeine Vermutung, Montcarel müſſe traurig geendet haben, weil Raskal gehängt wird, iſt mehr als kühn. Wenn durchaus eine Quelle für die Schilderung Raskals und ſeiner Beziehungen zu Schlemihl aufgezeigt werden ſoll, möchte ich im beſten Falle an Grimmelshauſens Erzählung von Julus und Avarus (Deutſche National-Litteratur 34, 209 ff.) denken. Da Chamiſſo Grimmelshauſen das Vogelneſt entnahm, dürfte ihm das Hauptwerk des Renchner Dichters nicht unbekannt geblieben ſein.

Titelbild der erſten Auflage des „Peter Schlemihl". Vgl. S. 476.

Herrn mit seinem Leibe deckt, damit die Schattenlosigkeit verborgen bleibe, ebenso ist Hitzig hundert und aber hundertmal Chamissos Schutz und Schirm gewesen.

Die beiden Frauencharaktere des Märchens zeigen nicht minder Züge auf, die Chamisso nahelagen. In der koketten, lebenslustigen Fanny ist endlich die Gestalt zu Tage getreten, die zur Zeit des Fortunatplans in Agrippina dem Dichter vorschwebte. Die bald anziehende, bald ablehnende Weltdame hat fraglos in Cérès Duvernay ihr Vorbild. Rein äußerlich ist die Übereinstimmung, daß Schlemihl im Hause des Bankiers Thomas John Fanny kennen lernt, Cérès in einer Börseanerfamilie eine Stelle bekleidete. Tiefer geht eine andere Parallele: wie der arme Schlemihl sich von Fanny ignoriert fühlt, während die Huldigungen des Reichen gerne entgegengenommen werden, ebenso wurde Chamisso oft von Cérès übersehen und dem nächsten besten der Berliner jeunesse dorée nachgesetzt. Eine Mondscheinscene, von der Chamissos Briefe an Cérès sprechen, wiederholt sich mit auffallenden Übereinstimmungen im Märchen. Ob neben Cérès auch das zweite Modell der Agrippina, die reiche Französin Pauline eingewirkt hat, läßt sich schwer entscheiden. Sicherlich hat Cérès nicht zum Modelle der Mina gedient. Mir scheint Chamisso in Mina das Ideal weiblicher Liebe gezeichnet zu haben, das er erst nach Jahren in seiner Gattin Antonie kennen gelernt hat. Für Mina ist Peter ein Gott, eine überirdische Erscheinung; die verehrungsvolle Hingabe an den bewunderten Mann, die in Chamissos späterer Lyrik zum Ausdrucke kommt, diese eigentümliche Form der Frauenliebe, war ihm bisher im Leben nicht begegnet. Bis dahin war er einer Cérès, einer Frau von Staël gegenüber immer der Gedrücktere, der scheinbar oder wirklich Unbedeutendere gewesen. Um so näher lag ihm der Wunsch, ein Weib zu finden, zu dem er nicht hinaufsah, das in ihm den berufenen Führer und Leiter erblickte. Diesem Wunsche hat er seine Mina nachgebildet. Ins Leben trat die Gestalt Minas erst in Antonien.

Nach seiner Verbindung mit Antonien hat denn auch Chamisso die Situation der von Schlemihl gewaltsam getrennten Mina wieder aufgenommen und sie tragisch in einem seiner tiefstempfundenen Cyklen, in den „Thränen", derb humoristisch in dem Gedichte „Recht empfindsam" weitergebildet.

Merkwürdig überhaupt, welche bis ans Wunderbare grenzende Intuition Chamisso für seine künftigen Schicksale im „Schlemihl" bewiesen hat. Freilich setzt er sich schon im Herbst 1812 vor, alle Naturwissenschaften mehr oder minder zu umfassen und in einigen Jahren als ein gemachter Mann und ein echter Kerl vor sich zu stehen, der zu einer gelehrten Reise im allgemeinen und zu einem bestimmten Zweig insbesondere in einer größeren Unternehmung der Art als tauglich sich hinstellen könne. Ja sogar im August 1810, als von Botanik noch lange keine Rede war, äußert er sich gegen Neumann, die Welt sei groß genug, daß man vielleicht einige Spaziergänge in ihr vornehme. „Paris und Berlin sind,

wie du weißt, die Sonne meiner kometartigen Bahn gewesen.*)" Der Gedanke einer Weltreise liegt hier im Keime vorgedeutet. Dennoch darf billig bewundert werden, wie alles bis ins kleinste Detail zugetroffen ist. Die Weltumseglung der Jahre 1815 bis 1818 hat sich nicht nur allgemein in den Bahnen bewegt, die der „Schlemihl" vorzeichnet. Schlemihls Siebenmeilenstiefel reichen nicht aus, um von Lamboc aus nach Australien zu gelangen; ebenso haben rein äußerliche Umstände den „Rurik" verhindert, durch die Torres-Straße zu fahren und Australien zu berühren. Schlemihls Uhr wird besonders erwähnt; und vielleicht war's nur Reminiscenz an sein Märchen, wenn Chamisso anläßlich der Weltumseglung die Wichtigkeit seines Chronometers betont. Sicherlich aber ehrt es den Menschen Chamisso, daß er ein im „Schlemihl" gegebenes Versprechen treulich eingehalten hat. Schlemihl bemerkt zum Schlusse, er werde Sorge tragen, daß nach seinem Tode seine Manuskripte bei der Berliner Universität niedergelegt würden. Zwar keine Historia stirpium plantarum utriusque orbis konnte Chamisso übergeben; allein seine umfangreichen Sammlungen, nicht nur auf botanischem Felde, auch eine höchst wertvolle tagalische Bibliothek hat er nach seiner Rückkehr dem Staate geschenkt.

Die Identität Schlemihls und Chamissos gestattet nicht nur, sie fordert dringend auf, für die Schattenlosigkeit ein Gegenbild im Leben des Dichters zu suchen; die Interpretation des ganzen Märchens ruht auf dieser Beziehung.**)

*) Vgl. Werke 5^3, 290. 369 ff.

**) Die Deutung des Schattenverlustes hat nicht nur die Freunde und Zeitgenossen Chamissos beschäftigt; auch heute noch bildet sie die Grundlage einer ungelösten Kontroverse. Ampère (Revue des deux mondes 1840, Maiheft S. 661 f.) interpretiert: Reichtum genügt nicht; man muß ein je ne sais quoi dazu haben, Stellung, Berühmtheit, muß Talent besitzen oder ein Buch gemacht haben. An Ampère lehnt sich Kurz an („Geschichte der deutschen Litteratur" 3, 614 a); der Mensch könne sich in der Gesellschaft nur durch den Besitz der bedeutungslosesten, nichtigsten Dinge Ansehen verschaffen. Verwandt ist die Äußerung Chabozys (a. a. O. S. 28): „Chamisso verschmähte die hohlen, gleißenden und oft gleißnerischen Formen, er achtete den äußeren Firniß gering." Am schärfsten formuliert Scherer („Geschichte der deutschen Litteratur" S. 679) diese Auffassung: der Schattenverlust bedeute die Unfähigkeit zu scheinen. — Von ganz anderer Seite will Hüser („Wie Chamisso ein Deutscher wurde." Halle 1847) das Problem gelöst wissen; ihm deutet die Schattenlosigkeit auf Chamissos Vaterlandslosigkeit hin; eine konsequente Substitution von „Vaterland" für „Schatten" möchte auch er nicht fordern. Seinem Winke folgen Vilmar („Geschichte der deutschen National-Litteratur" 20^{48}) und Koch (1, 41 f.), der sich ganz im Sinne Hüsers äußert; endlich Du Bois-Reymond (Deutsche Rundschau 1888. 56, 333), dem die Vaterlandslosigkeit ausschließlich alles erklärt. Polemisch gegen alle genannten Erklärungsversuche verhalten sich zwei Aufsätze der Vossischen Zeitung, die beide die Schattenlosigkeit als den Verlust der guten öffentlichen Meinung fassen: Franz Kern „Chamissos Faust und Peter Schlemihl" (a. a. O. 1886. Sonntagsbeilage Nr. 49) und X. „Bemerkungen zu Chamissos Peter Schlemihl" (a. a. O. 1889. Nr. 471. 473). Beide Aufsätze könnten sich auf Simrocks Rezension der zweiten Auflage des „Schlemihl" berufen (Gesellschafter 1827. Nr. 118, Beilage); er setzt den Schlagschatten der Achtung und dem Vertrauen der Menschen gleich. Dennoch glaube ich, daß durch die beiden genannten Aufsätze die Sache nicht wesentlich gefördert worden ist. Hat irgend jemand bezweifelt, daß Schlemihl mit der öffentlichen Meinung in Konflikt kommt? Noch immer bleibt die Frage offen, warum er zum Versemten wird. Dankenswerter ist die Bemerkung des zweiten Aufsatzes, Schlemihl habe nur einen dummen Streich, kein Vergehen auf dem Gewissen. Gar nicht gefördert wurde

Dem naiven Leser — und ihn hat der Interpret zuerst zu fragen — wird aus Chamissos Märchen eine Idee klar und deutlich entgegen treten, mag er über die Schicksale des Verfassers auch gar nicht unterrichtet sein. Wer schnödem Gewinne zuliebe ein Gut hingiebt, das er selbst gar nicht schätzt, das ihm ganz gleichgültig scheint, auf das jedoch die Welt, wenn auch mit Unrecht, einen hohen Wert legt, er wird ein für allemal der öffentlichen Meinung als verfemt gelten. Die Welt wird ihn solange verfolgen, bis er sich ihr völlig entzieht; mag der Wert des verschleuderten Schatzes immerhin ein eingebildeter sein, der Verfemte wird der Macht der öffentlichen Meinung erliegen, wenn er nicht rechtzeitig zu der Erkenntnis sich durchringt, daß er auch ohne die Menschen leben kann, daß er nur sich allein braucht, um glücklich zu sein.

Daß Chamisso diese Idee verfolgt hat, als er sein Märchen schrieb, ergiebt sich klärlich aus einem späteren Plane, der in anderer Fassung genau dieselbe Tendenz verfolgen sollte. Kurz vor der Weltreise wollte er das Problem unbesonnen leichtsinniger Verschleuderung eines ungekannten Gutes noch einmal behandeln. An Lichtenstein schreibt er den 15. Januar 1815 über seinen Plan: „Ein Professor der Botanik stirbt und hinterläßt nicht allein eine sehr reiche Pflanzensammlung, sondern er hat auch in

die Sache durch eine Erklärung A. Dietrichs; er erklärt in der Einleitung seiner französischen Übersetzung des „Schlemihl" (Paris, Westhausser 1888): Der Mensch, der nicht nach der Schablone der übrigen geschaffen ist, werde Mißachtung erregen. Das ist ja ungefähr der alte Ampèresche Standpunkt! Ganz ablehnend gegen alle Interpretationsversuche verhält sich Hofmeister (a. a. O. S. 29); er begnügt sich mittelst des Briefes an Trinius und der Bemerkung von Rauschenbusch zu zeigen, wie der Schatten in das Märchen gekommen ist; unter dem Schatten selbst könne verschiedenes verstanden werden. — Um in diesem Wirrsal der Ansichten Ordnung zu schaffen, habe ich einem Winke Scherers (a. a. O. S. 679) folgend mich zunächst auf den Standpunkt des naiven Lesers gestellt, der von Chamissos Leben und von seinen Äußerungen nichts weiß (vgl. auch meinen Aufsatz „Chamissos Prosaerzählungen" Münchner Allgemeine Zeitung, Beilage 1891. Nr. 180. S. 6). Was sich von diesem Standpunkte als Grundlage ergab, deckt sich natürlich im wesentlichen mit den Aufstellungen des zweiten Aufsatzes der Vossischen Zeitung, also auch mit Simrock. — Um die Idee des Märchens märchenhaft darzustellen, konnte Chamisso kein besseres Symbol finden, als den Schatten. Er ist ein Besitz, der dem einzelnen Menschen gelegentlich wertlos dünken kann, auf den die Gesamtheit der Menschen, die Welt, einen außerordentlichen Wert legt. Wie Chamisso zu dem Symbole gekommen ist, lehren der Brief an Trinius und der Bericht Rauschenbuschs dem Litterarhistoriker, der auf die Genesis der Dichtung einzugehen hat. Als das Symbol einmal gegeben war, brauchte Chamisso nur in die eigne Brust zu greifen, um die Folgen des Schattenverlustes auszumalen. Schon C. Biedermann hat in einem feinsinnigen Aufsatz der „Hallischen Jahrbücher" (1840. Nr. 151) klargelegt, warum Chamisso mit der Welt nicht auskommen konnte. Biedermann quält sich und seine Leser nicht lange mit Deutungsversuchen; er begnügt sich festzustellen, was Chamisso an Erlebtem in seinen „Schlemihl" hineingedichtet hat. (Fulda a. a. O. S. 126 f. druckt Biedermanns Auseinandersetzung ohne Quellenangabe ab.) Sicherlich ist ja Chamisso nie von der Absicht ausgegangen, sein Leben im „Schlemihl" darzulegen. Allein das glückliche Symbol des Schattenverlustes mußte ihm, als er daran ging es „neckisch auszubeuten", zu eigenen Seelenerlebnissen hinführen. Was andere zur Interpretation der Schattenlosigkeit vorgebracht haben, kam mir zu gute, als ich Chamissos Leben auf Schlemihlstimmungen durchging. Die Freiheit des Dichters glaube ich nicht weniger gewahrt zu haben, als Hofmeister, mit dessen Standpunkte der meine ja sehr verwandt ist. Die Zeugnisse habe ich in größerer Vollständigkeit als einer meiner Vorgänger zusammengestellt und mit meinem Deutungsversuche in Einklang gebracht. Auch die maßvollen Bemerkungen von Chamissos Freunde Rauschenbusch (im Vorwort seiner Ausgabe; vgl. Fulda S. 130 ff.) sind mit meinem Deutungsversuche leicht zu vereinbaren.

einem kleinen besonders angelegten Treibhause ganz seltene fremde Pflanzen und Blumen gezogen. Unter diesen befindet sich ein Exemplar, von dem es ganz unerhört ist, daß es in diesem Himmelsstrich selbst in einem Treibhause gedieh. Die Witwe (eine ganz alte Frau) veräußert nichts davon, da sie selbst mit der Wartung der Pflanzen bekannt ist und daran Freude hat. Sie verwehrt selbst dem Amanuensis des seligen Herrn, einem blutjungen enthusiastischen Botaniker, dessen ganzes Herz an jener seltenen Pflanze im Treibhause hängt, den Zutritt, bis er sich entschließt, die Alte zu heiraten." Man bemerke: auch der Amanuensis verschleudert seine Freiheit und seine Jugend; er thut einen Schritt, von dem er nicht ahnt, wie sehr ihn die Welt mißbilligen werde. Wie Schlemihl hätte auch er einen erbitterten Ansturm der öffentlichen Meinung zu erdulden gehabt. Chamisso hat den Plan nicht ausgeführt, ihn vielmehr an E. T. A. Hoffmann abgetreten, der ihn zu seiner „Datura fastuosa" verwertete.*)

Wenn die Forschung, ausgehend von der Ähnlichkeit Schlemihls und Chamissos, nach Analogien ihrer Schicksale sucht, so muß sie vor allem betonen, daß Chamisso sein besseres Ich nie für Geld und Gut hergegeben hat. Im Gegenteile; mannhaft hat er seiner Zeit den Lockungen der französischen reichen Erbin widerstanden, an die ihn seine Geschwister fesseln wollten. Sicherlich aber hat Chamisso mit Farben malen können, die ihm sein eignes Leben bot, als er den von der öffentlichen Meinung verfolgten Schlemihl schilderte Auch er hat schwer und bitter unter dem Drucke der Verfemung gelitten, den die Welt auf ihn ausübte. Wie Schlemihl hat auch er sich in die Wissenschaft gerettet.

Die Ursache von Chamissos Verfemtheit war eine doppelte: er war nicht geschaffen, durch äußerliche Effekte zu imponieren, er entbehrte die Kunst, zu scheinen. Er war überdies vaterlandslos; und gerade im Jahre 1813 kam ihm die Vaterlandslosigkeit stark zum Bewußtsein. Die Schmach, die den unglücklichen, aus Rußland heimkehrenden Franzosen widerfuhr, that ihm weh, die Verhöhnung des von ihm hochverehrten Napoleon schmerzte ihn tief. Niemand dachte daran, seine persönlichen Gefühle zu schonen; ja als Nichtdeutscher war er vielen verdächtig und mißliebig. Er selbst klammert sich an das Wort: „Die Zeit hat kein Schwert für mich."**) Seinen „Schlemihl" hat er selbst mit den Stimmungen jener Zeit in Zusammenhang gebracht und erklärt: „Die Weltereignisse vom Jahre 13, an denen ich nicht thätigen Anteil nehmen durfte — ich hatte ja kein Vaterland mehr und noch kein Vaterland — zerrissen mich wiederholt vielfältig." Um dem Drucke der öffentlichen Meinung zu entgehen, flieht er nach Cunersdorf und versenkt sich ganz in seine Studien.

*) Hoffmanns „Datura fastuosa" wurde zuerst abgedruckt in seinen „Ausgewählten Schriften" (Stuttgart, Brodhag 1839) 12, 1—88; die oben verwerteten Daten finden sich ebenda 11, Xf.

**) Vgl. Werke 5³, 374f.

Dennoch hätte er leicht auch jetzt mit den Ansprüchen der Welt auskommen können, wäre ihm gegeben gewesen, sein Inneres zu verhüllen, seine Gesinnungen zu verbergen und in den nationalen Jubel des zum Befreiungskampfe sich erhebenden Deutschlands einzustimmen. Doch er konnte nie und nimmer — weder jetzt noch je früher oder später — scheinen, was er nicht war. Nicht nur bei Frau von Staël erregte der ehrliche Hurone Chamisso durch seine Verachtung allen Scheins, aller Konvention Verwunderung und Anstoß. Er hat den Schein immer seiner inneren Ausbildung geopfert. Seine militärische Stellung gab er auf, um sein Ich frei sich entfalten zu lassen. Den Titel eines Professors an einem französischen Lycée lehnte er ab, weil er das Amt seinem Naturell nicht passend fühlte. Der Welt mußte er denn ein zweckloses Glied der menschlichen Gesellschaft dünken; solange er mit der Welt in Berührung blieb, solange er nicht auf alle Erfolge gesellschaftlichen Lebens verzichtete, hatte er unter dem Verdikte der öffentlichen Meinung zu leiden. Auf den Gegensatz von Sein und Scheinen, den er im „Schlemihl" gezeichnet hat, macht er selbst im Jahre 1829 den Freund Trinius aufmerksam;*) er schreibt, er habe nicht Theodor Agrippa d'Aubignés „Baron de Faeneste" zu lesen gebraucht, um praktisch über phainesthai und einai, über Scheinen und Sein allerlei vom Leben losgekriegt zu haben. D'Aubignés satirischer Dialog kontrastiert in naheliegenden Wendungen einen gasconischen Windbeutel, den Besitzer der Herrschaft Faeneste (phainesthai) und einen würdigen alten Edelmann Enay (einai). Das Wesen des Menschen, sein Wert und seine Bedeutung — so dürfen wir Chamissos Gedanken ganz ergänzen — bleiben unberührt, wenn auch der Schatten, der Schein fehlt. Nur die Welt legt dem Scheine zu viel Wert bei.

Wenn Chamisso dem Leser in der Vorrede der französischen Ausgabe zuruft: „Songez au solide", wenn er erklärt, Schlemihl habe das Geld angestrebt, ohne an das „Solide" zu denken, so liegt die Ironie offen zu Tage. Das Solide, das er weggeworfen hat, war sein Offizierspatent, seine Anstellung in Napoleonville gewesen. Zu diesem Soliden ist er später auch gekommen, ohne es lange angestrebt zu haben. Als reife Frucht seiner wissenschaftlichen Bemühungen sind ihm Ämter und Titel die Fülle zugefallen. Und mit Recht konnte er im Jahre 1834 in dem Gedichte „An meinen alten Freund Peter Schlemihl" sagen:

„Und was ist denn der Schatten, muß ich fragen,
Wie man so oft mich selber hat gefragt,
So überschwänglich hoch es anzuschlagen,
Wie sich die arge Welt es nicht versagt?
Das giebt sich schon nach neunzehntausend Tagen,
Die, Weisheit bringend, über uns getagt.
Die wir dem Schatten Wesen sonst verliehen,
Sehn Wesen jetzt als Schatten sich verziehen."

*) Vgl. Werke 6^3, 118.

Schlemihl muß ringen und kämpfen, ehe er zur Resignation gelangt. Auch Chamisso hat unter dem Drucke der öffentlichen Meinung schwer gelitten, er war nahe daran, an sich zu verzweifeln, ehe er durch den Entschluß, als Student nach Berlin zu gehen, sich befreite. Der „Schlemihl“ ist deshalb auch eine höhere Potenz von „Adelberts Fabel“, in beiden Dichtungen spiegeln sich die Konflikte ab, die Chamisso kurz vor ihrer Konzeption durchlebt hat. War ja im Jahre 1812 bei Frau von Staël in Coppet Chamissos Leben nicht weniger verfahren, als 1806 in Hameln. Wie er damals sein „Thelein“ sich zugerufen, wie er damals durch bloßen Willensentschluß sich befreit hat, ebenso hofft er jetzt durch die Botanik sich zu retten. Gewiß war die Hoffnung jetzt noch berechtigter; in Hameln ist er nur frei geworden, jetzt hat er seinen Beruf gefunden. Problematische Stimmungen äußern sich noch am 6. Februar 1811 in einem Briefe an Hitzig: „Der stille Vorwurf meiner Unzulänglichkeit drückt mich ganz zu Boden ... Wäre ich reich, wie würd' ich leben? — mir und meinem Herzen frei, bis mich das Herz bände — bin ich nicht reich, kann ich nicht, den Stab in der Hand, die Erde durchmessen und eben so gut, wo nicht so rasch, zu Euch kommen, als mit sechs Postpferden vor meiner Chaise? ... Zu leben hab' ich so, Du giebst mir auch wohl zuletzt ein Geschäft in Deinem Papier-, Gedanken- und Poesiehandel.“*) Viel klarer liegt seine Zukunft ihm schon in einem Briefe an Fouqué vor Augen, den er im Herbst 1812 absendet: „Ich habe verständig gewählt und gut ausgeführt, für mangelndes Glück habe ich Selbstzufriedenheit erlangt, und Heiterkeit für die Lustigkeit, die ich auf meinen Kreuzwegen an den Dornensträuchen hängen lassen mußte. Ich spinne den alten Wurm in mir ein, mein Studium genügt mir.“**) Ähnliche Worte äußert er de la Foye gegenüber: „Mir ist das müßige Konstruieren a priori und Deduzieren und Wissenschaftaufstellen von jedem Quark und Haarspalten zum Ekel geworden, leben will ich meiner Ethik — folge ich meiner Nase nach und bin fromm und gut, wird mir schon Gott die vielen Worte schenken und sich mit mir erbarmen. Der Wissenschaft will ich durch Beobachtung und Erfahrung, Sammeln und Vergleichen mich nähern. Vergessen hab' ich schon, daß ich je ein Sonett geschrieben. Gott verzeihe mir meine Sünden.“***) Nirgends tritt die Personengleichheit Chamissos und Schlemihls stärker hervor, als in diesen Zeilen: die Abneigung gegen leere Spekulation, der Trieb zu empirischer Wissenschaft leiten sie zu ihrem Berufe.

Gewiß geben die Stimmungen, aus denen sie erwachsen ist, einen guten Kommentar für den Sinn und die Bedeutung des verwendeten Märchenapparates. Dennoch wäre seine Wirkung keine so gewaltige gewesen, wäre zum Verständnis des Märchens der Einblick in seine Genesis not-

*) Vgl. Werke 5^3, 325.
**) Ebenda 5^3, 367.
***) Ebenda 5^3, 370; vgl. S. 384 f.

wendig. Im Gegenteil! Was Chamisso von Goethes „Märchen" behauptet hat, man könne es nicht in Prosa flachdrücken und mit Zirkel und Winkelmaß konstruieren, das gilt auch von seinem „Schlemihl". Feinsinnig hat Rudolf Haym einmal bemerkt, der Fehler fast aller Märchen, die nicht in volkstümlicher Überlieferung wurzeln, werde in der Bestimmtheit ihres Sinnes, in ihrer allzu großen Bedeutsamkeit oder sonstwie in dem Wiederschein der zu reifen Bildung liegen. In „Adelberts Fabel" ist Chamisso noch in den von Haym bezeichneten Fehler verfallen. Im „Schlemihl" hat er die volkstümlichen Motive, die er verwertet, nicht durch allegorischen Gedankenballast beschwert. Und darum ist auch das Märchen jedermann zugänglich und lieb geworden. Was Schlemihl leidet, hat manch andrer auch durchzuleben gehabt. Was man zu tragen hat, ehe nach unwiederbringlichen selbstverschuldeten Verlusten Resignation ihre kühlende Hand dem Dulder auf die heiße Stirn legt, das hat Chamisso mit tiefem Blicke in die Regungen der Menschenseele dargestellt. . .

Chamisso hat kein Prosamärchen mehr geschrieben. „Ich muß mich hüten, meinem Schlemihl einen blasseren Bruder nachzuschicken," schreibt er mit Recht an de la Foye zu Anfang 1819.*)

Blassere Brüder Schlemihls sind von anderen Dichtern gezeugt worden. E. T. A. Hoffmanns „Phantasiestücke in Callots Manier", die im Erscheinungsjahre des „Schlemihl" einsetzen, lassen schon im Jahre 1815 nicht nur Chamisso als Schlemihl auftreten, sie versuchen auch in dem verlorenen Spiegelbilde des Erasmus Spikher ein Gegenstück zu schaffen. Die Variation ist nicht völlig geglückt; Chamisso, der Hoffmann hochschätzte, konnte sich noch im Jahre 1824 eines befriedigten Schmunzelns nicht erwehren, wenn man ihm versicherte, Hoffmanns Nachahmung sei hinter dem vortrefflichen Original weit zurückgeblieben. Ganz anderer Erfolg war dem weit gelungeneren Wurfe des „Klein-Zaches" beschieden. Auch Klein-Zaches ist ein Gegenstück des Schlemihl; er selbst ein Glückspilz, wie dieser ein Pechvogel. Hoffmann hat sich nicht an das äußerliche Kostüm gehalten, er hat das ethische Problem herausgegriffen; er konnte sich jetzt weit freier bewegen und hat denn auch eine Erzählung geschaffen, die an rein menschlichem Gehalt nicht ärmer ist, als der „Schlemihl". Als Zeichner hat sich Hoffmann die Gestalt Peters nicht entgehen lassen. Auf seine Dichtungen hat „Schlemihl" überhaupt starke stilistische Einflüsse genommen, die dem Entzücken und der Begeisterung entsprechen, von dem er dem Märchen Chamissos gegenüber erfüllt war.**)

Was einem Hoffmann mißlang, konnte einem Friedrich Förster noch weniger glücken. Sein Roman „Peter Schlemihls Heimkehr"***) leidet nicht nur an allen Gebrechen solcher und ähnlicher Fort-

*) Vgl. Werke 6^3, 167.

**) Über Hoffmanns Nachbildungen urteilt Chamisso: Werke 6^3, 168. 200.

***) Leipzig 1843. Auch Andersen brachte eine glückliche Nachbildung nicht zustande. Er schildert einmal einen hypochondrischen Gelehrten, dem sein Schatten davonläuft und Glück in der Welt macht, während das Original unglücklich wird. Brunold läßt in

setzungen. Peter Schlemihl im Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfschiffe! Natürlich muß Förster auf die Siebenmeilenstiefeln und auf alle intimeren Reize der Chamissoschen Dichtung verzichten. Sein Schlemihl hat mit dem Vorgänger nur die Schattenlosigkeit gemein. Diese Schattenlosigkeit am Hofe Mehemed Alis und gegenüber dem Fürsten Pückler-Muskau durchzuführen — mit solchem Tand mußte sich der arme Peter beladen lassen — und gar die endliche Lösung von ihr befriedigend zu gestalten, ist über Försters Kräfte gegangen. Um so lächerlicher dünkt es, wenn Förster die Thränenseligkeit von Chamissos Schlemihl entschuldigen will. Ist er ja in ihr ganz Kind seiner Zeit und Genosse der altgermanischen Helden Fouqués; Förster will sie als Ironie gegen die Litteratur des angehenden 19. Jahrhunderts ansehen. Solche Verteidigung hatte Chamisso nicht nötig; seine Absicht drückt ein Brief an Hitzig aus: „Ich fürchte, daß das Komische erlischt und das Weinerliche zu stark aufkomme; denn er besteht doch und soll bestehen aus a + b, Ideal und Karikatur, das tragische und komische Element." Eine echt romantische Mischung, die Chamisso auch in seinem „Fortunat" durchführen wollte.*)

Auch der Vielschreiber Ludwig Bechstein knüpft an Chamisso an; seine „kosmologisch-litterarische" Novelle in zwei Bänden betitelt sich „Die Manuskripte Schlemihls" und ist zu Berlin 1851 erschienen.

Eine Dramatisierung merkwürdigster Art hat sich Schlemihl gefallen lassen müssen. F. Rosenau, Direktor des Leopoldstädter, später des Josephstädter Theaters zu Wien, brachte 1817 eine Verquickung von Fouqués „Galgenmännlein" mit dem Märchen Chamissos auf die Bühne: „Puzlivizli oder der Mann ohne Schatten, nach Fouqué".**)

Unbehelligt durch alle Nachahmungen und Verballhornungen hat sich das Original seinen Weg durch die Welt gebahnt. Schon 1822 ins Französische, 1824 ins Englische, 1838 ins Italienische übersetzt, eroberte es sich bald den Erdkreis.***) 1831 war es in England schon so populär, daß es dem Witze der Karikaturisten dienen mußte. Den Franzosen ist durch Chamissos Büchlein die „Schlemyliade" geläufig geworden. Der Autor selbst konnte Zeit seines Lebens den Spitznamen Schlemihl nicht loswerden; auch er hing am Ende von der Kreatur ab, die er geschaffen. Das Buch ist heute ein internationales Volksbuch geworden. Vielleicht ist dem schattenlosen Freunde beschieden, einmal, wie Wilhelm Tell, als historische Persönlichkeit gefaßt zu werden.

---

seinen Märchen (Berlin 1845) dem Teufel den Leib eines ihm Verfallenen, während die Seele im Schatten sich rettet und körperlos herumirrt. Vgl. W. Menzel „Deutsche Dichtung" 3, 371.*)

*) Vgl Werke 5^3, 382; vgl. oben die ähnliche Äußerung bei Gelegenheit des „Fortunat".

**) Ebenda 6^2, 169; Goedeke, „Grundriß" 3, 834. N. 436.

***) Vgl. Koch 2, 275.

V. Die Weltreise. (1815—1818.)

Auch nach der Vollendung des „Schlemihl" will es bei Chamisso noch immer nicht tagen. „Ich welke hin, Blatt für Blatt, und habe keine Frucht angesetzt und treibe kein frisches Reis mehr," klagt er Anfang 1814 dem Freunde de la Foye.*) Fleißig und unermüdet arbeitet er an der Universität, in den Museen, an seinem Herbar; „was würde aus mir, wenn mir das Heu zu widerstehen anfinge," fragt er sich melancholisch. Ein herber Schlag für ihn, den Hausgenossen, war das Ableben von Hitzigs Gattin; der in seiner Einfachheit erschütternde Bericht an Fouqué läßt ahnen, wie schwer ihn das Unglück des Freundes getroffen hat.**) Er selbst verlor an der Toten Mutter und Schwester. Ganz verbitterten ihn die politischen Zeitverhältnisse. Was in Frankreich geschah, zuckte mehr, als er gestand, durch seine Nerven. Wenn die abermalige Vertreibung der Bourbons seine Familiengefühle, die Überlieferung seiner Kindheit verletzt, wenn er bei dem Abfalle des Heeres und eines großen Teils der Nation an Napoleon stutzt, innerlich freut er sich doch des Freiheitssinnes, den alle diese Ereignisse bezeugten.***) Nimmer konnte er in den allgemeinen Fluch einstimmen, der über Frankreich ausgesprochen ward; so sah man ihn denn von vielen Seiten zweideutig, mißtrauisch an. Der Reisegedanke trat immer notwendiger und dringlicher ihm nahe. Durch Vermittlung seines Lehrers Lichtenstein trug er sich dem Fürsten Max von Wied-Neuwied an, der damals eine Reise nach Brasilien plante. Die unbilligen Bedingungen schreckten ihn ab; auf eigene Kosten konnte er sich an dem Unternehmen nicht beteiligen. Endlich brachte ein Zufall die langersehnte Erlösung. Bei Hitzig las Chamisso in einer Zeitung von einer Nordpolexpedition, die russischerseits unternommen werden sollte. „Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol," rief er unmutig aus. Hitzig nahm ihn beim Wort; in kürzester Frist kam ein Brief des Kapitäns der kaiserl. russischen Marine von Krusenstern. Als Bevollmächtigter des Ausrüsters der Expedition, Grafen Romanzoffs, ernannte er den Berliner Botaniker zum Naturforscher an Stelle des aus Gesundheitsrücksichten zurückgetretenen Professors Ledebour. Krusensterns Brief datiert vom 12. Juni 1815 (24. Juni n. St.); den 13. August verließ Chamisso auf der Kutterbrigg „Rurik", Kapitän Otto von Kotzebue, den Hafen von Kopenhagen.†)

*) Werke 5^3, 384. 391. — Vgl. unten S. 5 zu V. 16.

**) Ebenda 5^3, 336 ff.

***) An de la Foye (Frühling 1814, 5^3, 385): „Nie hab' ich mehr Unlust an dem Politischen und mehr Ekel gegen Frankreich empfunden, als eben jetzt;" an denselben (Spätherbst 1814, 5^3, 392): „Ich hoffe für das müde Frankreich fast mehr Glück, als es verdient." Vgl. auch Varnhagen „Denkw." 4^5, 292.

†) Als Quellen der Reisezeit kommen neben den Briefen (Werke 6^3, 3—68; vgl. auch 5^4, 394 f.) natürlich auch die sachlichen Notizen des erst 1836 stilisierten Reisetage-